

**DER
LANDSER**

Österreich S 18,-
Schweiz sfr 2,20

Italien L 1,000 - Spanien Ptas 150,-
Niederlande hfl 2,30

2,20 DM

Erlebnisberichte zur
Geschichte des
Zweiten Weltkrieges

1497

NEUAUFLAGE

A. GÜTTE

Von Kursk bis Tscherkassy

Späthjahr 1943. – Wende des Kriegsgeschehens im Osten. – Abwehrschlacht im
Süden der Sowjetunion



Scan & Korrektur: Keulebernd

Ritterkreuzträger der Luftwaffe



Wilhelm Fahlbusch

Fahlbusch trat nach seiner Schulzeit als Offiziersanwärter in die Luftwaffe ein. Er wurde am 1. Juli 1937 zum Leutnant befördert und gehörte zur I./Flak-Regiment 7 in Wolfenbüttel. Kurz vor Beginn des II. Weltkrieges kam er als Zugführer zu einer schweren 8,8-cm-Batterie des Flak-Regiments 36, das in Niederschlesien stationiert war. Nach Beendigung des Polenfeldzuges verlegte die Abteilung an die Mosel und nahm von hier aus am Westfeldzug teil. Als Oberleutnant übernahm Fahlbusch später die Führung der 8./Flak-Regiment 11 (mot). Das Regiment gehörte zu Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion zum II. Flakkorps, das der Panzergruppe Guderian zugeteilt war. Die Batterie Fahlbusch war an der Schlacht ostwärts von Kiew in hervorragendem Maße beteiligt und wehrte hier u.a. mehrere sowjetische Panzerangriffe ab. Oberleutnant Fahlbusch wurde am 31. Dezember 1941 für den Einsatz seiner Batterie mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet. Als Hauptmann kam er später zur Kriegsakademie und von dort in den Generalstab der Luftwaffe, wo er am 1. Mai 1944 zum Major befördert wurde.

Durch den langen zeitlichen Abstand von den Geschehnissen ist es nicht immer möglich, exakte Daten, z.B. hinsichtlich der Einheits-Zugehörigkeit etc. der hier gewürdigten Persönlichkeiten auszuarbeiten. Auch die Zeitpunkte der Ordensverleihung können differieren. Für dokumentarisch belegte Berichtigungen in solchen Fällen sind wir immer dankbar und selbstverständlich bereit, dieselben im LANDSER zu veröffentlichen.

Von Kursk bis Tscherkassy

Stalingrad und »Zitadelle« – Wahrzeichen der Wende im Rußlandkrieg



Einige Monate vor dem Zusammenbruch in Afrika (1943) hatte die sowjetische Winteroffensive begonnen. Die bis zur Wolga vorgedrungene deutsche 6. Armee kämpfte, schlecht versorgt und völlig erschöpft, um Stalingrad. Als die sowjetischen Verbände die Stellungen der mit den Deutschen verbündeten Rumänen nördlich von Stalingrad durchbrachen, nahm das Unheil seinen Lauf. Die von Süden umfassenden russischen Kampfgruppen trafen sich mit den aus Norden heranrückenden bei Kalatsch, und die 6. Armee war mit fast einer Viertelmillion Soldaten eingeschlossen. Durch »Führerentscheid« wurde ein rettender Ausbruch verhindert, Entsatzangriffe von außen scheiterten.

Als Folge dieser Niederlage mußten sich die deutschen Truppen unter großen Strapazen aus dem Hoch- und Westkaukasus zurückziehen. Mit Mühe und Not konnte ein Dammbbruch noch einmal verhindert werden. Nach dem Abbruch des erfolglosen Unternehmens »Zitadelle« bei Kursk

geriet die ganze Heeresgruppe Süd in Bewegung. Der Kuban-Brückenkopf mußte geräumt, die Hauptkampflinie vom Eckpunkt Welikije Luki bis zum Schwarzen Meer vollständig zurückgenommen werden.

Im Verlauf dieser Operationen bildete sich der Kessel von Tscherkassy am Unterlauf des Dnjepr, der – obwohl der Ausbruch gelang – zum Zusammenbruch der Südfront führte. Die Ereignisse vor der Bildung, die Tage im Kessel und der Ausbruch sind Gegenstand dieses Berichtes.

Der Verfasser

Das tiefe Brummen der Panzermotoren nahm kein Ende. Vor einer halben Stunde hatte es leise begonnen, wurde zunehmend stärker und deutete auf kommende, heiße Stunden hin.

Den Landsern verschlug dieser gefürchtete Lärm die Sprache. Mit zusammengekauerten Zähnen lagen sie in ihren Löchern und Stellungen und warteten auf den bevorstehenden Panzerangriff.

Unteroffizier Schaub*, der in seinem Beobachtungsstand saß und den Feind nicht aus den Augen ließ, zählte zehn Kampfwagen, die sich bereitstellten. Dazwischen sammelten sich Gruppen sowjetischer Infanterie, und einige Trupps saßen bereits auf. Es gehörte nicht viel Fantasie dazu, in dieser Bereitstellung die Vorbereitungen für einen größeren Angriff zu erkennen. Immer mehr Schützen liefen zwischen den Panzern herum. Der Unteroffizier rief den Gefechtsstand an.

»Der Feind stellt sich zum Angriff bereit, Herr Leutnant. Zehn T 34 und Infanterie in Bataillonsstärke – bis jetzt jedenfalls. Ich bin sicher, daß hinter der vor mir liegenden Höhe noch weitere Kampfwagen bereitstehen. Der Lärm läßt

* Alle Namen, außer solchen von Persönlichkeiten der Zeitgeschichte, sind frei gestaltet

auf zwanzig bis fünfundzwanzig Fänger schließen. Ob von hinten noch welche herangeführt werden, kann ich weder sehen noch hören.«

»Ich weiß, Schaub. Der ganze Abschnitt ist in Aufruhr. Aber unsere Artillerie steht bereit und wird uns helfen. Sobald die Feuerräume für unsere Werfer erreicht werden, leiten sie das Feuer in ihrem Abschnitt. Die Werfer haben genug Munition, und sie können aus den vollen schöpfen. Konzentrieren sie das Granatwerferfeuer auf die Begleitinfanterie. Mit den Panzern werden wir oder die Artillerie fertig – das hoffe ich jedenfalls.«

»In Ordnung, Herr Leutnant. Ich melde mich wieder, wenn es losgeht. – Herr Leutnant, schicken sie mir bitte noch einen Mann vor, für alle Fälle.«

Leutnant Dohm versprach, einen zu schicken und klingelte ab. Als Schaub den Telefonhörer auflegte, begann die feindliche Artillerie zu schießen. So weit er blicken konnte, blitzten am Horizont die Abschüsse auf. Unter ohrenbetäubenden Explosionen sprang die Erde auf, große Dreckfontänen stiegen hoch, und über den Einschlagstellen wälzte sich dicker, giftiger Rauch.

Schaub bedauerte die Infanteristen, auf die der Beschuß niederging. Ohne sich dagegen wehren zu können, mußten sie dieses schwere Feuer hinnehmen. In Gedanken sah er die Kameraden tief in den Löchern hocken, hoffend, von einem Volltreffer verschont zu werden.

Seine Beobachtungsstelle hatte der Feind noch nicht entdeckt, und deshalb wurde er vom gegnerischen Vorbereitungsfeuer auch verschont. Er wußte aber aus Erfahrung, daß dies nicht immer so bleiben würde. Wenn das Abwehrfeuer gut lag, würde der Feind alles versuchen, die Beobachter ausfindig zu machen und auszuschalten. Aus diesem Grunde hatte er eine Ausweichstellung vorbereitet.

Der Unteroffizier fühlte seine Kehle trocken werden. Zum ersten Male wurde ihm so richtig bewußt, was ein Beobachter

doch für eine teuflische Macht in den Händen hatte. Einige kurze, für den Laien nichtssagende Werte an die Werfer oder Geschütze, und diese brachten Tod und Verderben.

Die deutsche Artillerie tat das auch. Ununterbrochen orgelten die Granaten von den rückwärtigen Geschützstellungen über den Unteroffizier hinweg und rissen große Löcher in die feindliche Ansammlung. Nach einiger Zeit konnte Schaub nichts mehr sehen, der ganze Abschnitt war in Rauch gehüllt. Fast schien es, als ob jede Seite nach der langen winterlichen Ruhepause Macht und Überlegenheit demonstrieren wollte. Die Schießerei entwickelte sich zu einem kräftemessenden Artillerieduell. Der Infanterieangriff mit Panzerunterstützung konnte nur noch der Schlußpunkt sein.

Urplötzlich begann dann der Angriff. Aus den Rauchschwaden rollten Panzer heran. Es waren tatsächlich einige mehr geworden. Einige Schützentrupps waren aufgesessen, andere näherten sich hinter den Panzern geduckt den deutschen Stellungen, Das teuflische Vernichtungswerk der modernen Kriegsführung konnte beginnen – wieder einmal.

Unteroffizier Schaub nahm den Hörer vom Feldfernsprecher und kurbelte. Schnell war die Verbindung zu den Werferstellungen hergestellt. Er gab einige Richtwerte durch, und kurz danach rauschten die Granaten durch die Luft. Die erste Lage lag noch etwas kurz, und Schaub korrigierte seine Angaben. Die folgenden Geschosse schlugen genau zwischen dem angreifenden Verband vor seiner B-Stelle ein.

Die Wirkung war furchtbar. Soldaten wurden von den Panzern gefegt, andere von Splittern zerfetzt. Wieder einmal wurde grausam bestätigt, daß die »Zigeunerartillerie« (Granatwerfer) angreifenden Infanteristen schwere Verluste zufügen und sogar einen Angriff scheitern lassen konnte.

Die feindlichen Panzer kurvten wild durcheinander. Die Schützen rannten umher und suchten Deckung. Offensichtlich lag das Granatwerferfeuer gut, und der wirkungsvolle Beschuß

Verwirrte die Angreifer. Ein Panzer geriet in Brand, die Besatzung bootete aus.

Lage auf Lage ließ Schaub in dieses Durcheinander schicken. Immer noch blieben die Schützen in Deckung liegen. Die Kampfwagen rochierten hin und her, und feuerten in die Gegend. Kurz nacheinander fingen zwei weitere von ihnen Feuer und mußten verlassen werden.

Ein Landser kam an und rutschte zu Schaub in die B-Stelle (Beobachtungsstelle), während Schaub weiterhin das Feuer leitete.

Der Feind zog sich zurück. Er hatte erkannt, daß das gutliegende Abwehrfeuer ein zu großes Hindernis war und ein weiteres Vordringen unmöglich machte. Offenbar folgerte er auch, daß die feuerleitenden Beobachter an Stellen sitzen mußten, die eine hervorragende Übersicht boten. Mit mehreren Geschützbatterien streute der Gegner daher jede Bodenerhebung ab, die sich nur einigermaßen für eine Beobachtungsstelle eignete.

Schaub erkannte diese Absicht zu spät. Er hatte sich zu sehr mit dem Geschehen im Vorgelände beschäftigt und merkte nicht rechtzeitig, was der Feind bezweckte.

Den Stellungswechsel in die Ausweichstellung konnte er nicht mehr ausführen. Eine Lage Granaten auf seine B-Stelle tötete den Soldaten und verwundete Schaub schwer. Mit letzter Kraft konnte er über die noch intakte Telefonleitung Meldung machen, dann verlor er das Bewußtsein. In einer Kampfpause wurde er abtransportiert und über ein Feldlazarett nach Deutschland gebracht.

*

Die schweren Niederlagen im Winter und Frühjahr 1943 wurden zu diesem Zeitpunkt von vielen als Kriegswende eingeschätzt. Die Feldmarschälle von Manstein und von Kluge

drängten Hitler, den Oberbefehl an einen Militär abzugeben – ohne Erfolg. Die Verbündeten des Deutschen Reiches begannen Friedensfühler auszustrecken und die bereits bestehenden Kontakte zu den Westmächten zu verstärken. Auch die deutsche Führung war sich über die künftigen Auswirkungen der Niederlagen im klaren.

Ein aufsehenerregender militärischer Erfolg sollte das deutsche Volk und seine Verbündeten nun mit neuer Zuversicht erfüllen. Gleichzeitig sollte der Gegner für längere Zeit mattgesetzt werden, um der drohenden Invasion des europäischen Festlandes durch die westlichen Alliierten wirkungsvoll begegnen zu können. Bei dieser Gelegenheit hoffte man den durch Einberufungen verursachten Arbeitskräftemangel zu beheben, und zwar durch die zu erwartenden Massen an Kriegsgefangenen und der Bevölkerung der eroberten Gebiete. Die Arbeitskräftebilanz im Reich war schwer gestört, und es war unbedingt notwendig, sie zu verbessern, um die Produktion aufrechtzuerhalten.

Die Panzerfrage bereitete die größten Sorgen. Die Fertigung der neuen Panzer »Tiger I« und »Panther« bereiteten große Schwierigkeiten. Fehlendes Fachpersonal, knappe Rohstoffe und durch Bomben zerstörte Produktionsstätten waren die Ursache von Verzögerungen. Trotz geäußerter Bedenken und Warnungen hielt Hitler am Unternehmen »Zitadelle«, der Abkneifung des Frontbogens bei Kursk nach wie vor fest.

Die Kräfteverteilung an der Ostfront sprach zu diesem Zeitpunkt eindeutig zugunsten der Sowjets. Den drei deutschen Heeresgruppen mit zusammen 159 Divisionen und 22 Divisionen der Verbündeten standen an der über 2.000 Kilometer langen Front nicht weniger als 513 Schützendivisionen, 41 Kavalleriedivisionen und 290 Schnelle Brigaden mit rund 7.000 russischen Kampfswagen gegenüber. Ein gewaltiger Kräftekomplex, der den Deutschen in jenen Tagen gegenüberstand.

Die besten deutschen Kräfte waren im Raum Kursk zusammengezogen worden. Die Sowjets allerdings waren auf diesen Angriff gut vorbereitet. Schon Mitte April hatten sie konkrete Angaben über das Unternehmen »Zitadelle« erhalten. In den folgenden Wochen übermittelten Agenten ständig die neuesten Berichte darüber. Als Folge davon errichteten sie ein tief gestaffeltes Verteidigungssystem um Kursk. Auch sie zogen ihre besten Truppen in diesem Raum zusammen, insgesamt fast 20 Prozent ihrer gesamten Streitkräfte. Ungewiß war nur der genaue Zeitpunkt des Beginns der Offensive. Aber auch diese letzte Ungewißheit wurde beseitigt, als ein deutscher Überläufer den genauen Angriffsbeginn preisgab: 5. Juli 1943, 3.30 Uhr. Damit war das letzte Überraschungsmoment zunichte gemacht.

In die letzten Angriffsvorbereitungen der deutschen 9. Armee und der IV. Panzerarmee, die den Stoß von Norden und Süden führen sollten, fetzten am Morgen des 5. Juli die Granaten der massierten feindlichen Artillerie, zerschlugen die Bereitstellungen und verzögerten dadurch den Angriffsbeginn um fast zwei Stunden. Fieberhaft wurde das Durcheinander wieder geordnet, die Einheiten erneut bereitgestellt. Dann erfolgte der Angriff auf einen in voller Stärke wartenden Gegner.

»Los geht's, Leute!« Der Kommandant des Panzers tauchte im Turmluk auf und winkte Unteroffizier Grabert, dem Führer der Pioniergruppe zu. »Aufsitzen – wir greifen an!« Gleichzeitig ließ der Panzerfahrer den Motor an.

»Wird auch Zeit, daß es endlich losgeht. Es ist nicht der wahre Jakob, hier im Dreck zu liegen und diesen verdammten Beschuß über sich ergehen zu lassen«, brummte er.

Grabert stand auf und klopfte den Dreck von seiner Uniform. Fast eine Stunde war ein Feuerhagel auf den Bereitstellungsraum niedergegangen, hatte einige Panzer und

andere Angriffskräfte außer Gefecht gesetzt. Der »Tiger«, dem Grabert mit seiner Gruppe zugeteilt war, hatte das Feuer unbeschädigt überstanden.

»Ist jemand verwundet oder ausgefallen?«

Die Landser standen auf, blickten sich gegenseitig an und atmeten erleichtert auf. Die Gruppe war noch vollzählig. Grabert überzeugte sich, daß die mitzuführende Ausrüstung noch vorhanden und einsatzbereit war.

»Nun macht schon hin!« schrie der Panzerkommandant. Andere Panzer rollten bereits mit aufgesessener Infanterie gegen den Feind.

»Also los – Auf sitzen!«

Die Pioniere sprangen auf den »Tiger« und klammerten sich irgendwo fest. Als alle oben waren, rollte der Kampfwagen an und reihte sich in die Angriffsformation ein. So weit der Blick reichte, war Bewegung im Gelände. Seltsam war allerdings, daß der Feind nicht mehr schoß. Hatte er etwa die Platte geputzt?

Erstaunt und ungläubig sahen sich die Männer an. Das konnte doch nicht wahr sein! Erst dieser Feuerzauber auf die Bereitstellung, und nun keine Gegenwehr. Die vorderen Stellungen des Feindes waren geräumt, von den Russen nichts zu sehen. Ein Gefühl der Erleichterung breitete sich aus, die anfängliche Starre wich aus den Gesichtern.

Es krachte kurz und trocken, der Bug des Panzers war in Rauch und Feuer gehüllt. Eine Granate hatte die Bugpanzerung getroffen, sie aber nicht durchschlagen. Noch ehe der Kommandant den Lukendeckel dicht machte, waren die Männer herunter und nach allen Seiten in Deckung gesprungen.

Der »Tiger« hielt, seine Kanone schwenkte auf die erkannte leichte Pak (Panzerabwehrkanone) ein, und die Granate sauste ins Ziel. Der Motor heulte auf, und mit einem Satz nach vorn brauste der Kampfwagen auf den Feind zu.

Das war der Auftakt zum feindlichen Abwehrfeuer. So weit man sehen konnte, blitzten die Mündungsflammen, stiegen die Fontänen der Einschläge auf. Maschinengewehre hämmerten, Gewehre knatterten, und in diesen Lärm mischte sich das unheilvolle Rauschen von Werfergranaten. Einige der angreifenden Panzer brannten bereits, die dunklen Rauchsäulen stiegen hoch in den Himmel.

»Hinter dem Panzer her! Wir dürfen hier nicht liegenbleiben.«

Unteroffizier Grabert ließ die Gruppe vorgehen und zu dem Infanteriezug aufschließen, den sie als Pioniere unterstützen sollten.

»Wird Zeit, daß ihr ankommt«, meckerte sie der Zugführer an. »Ihr seid vielleicht komische Vögel. Soviel ich weiß, sollt ihr uns unterstützen und uns nicht nachlaufen.«

»Keine Vögel, Herr Feldwebel«, entgegnete Grabert schlagfertig. »Wir sind Pioniere, und mehr als Pionier kann der Mensch nicht werden!«

Ein schwerer Koffer (Granate) orgelte bedrohlich nahe heran und schlug ein.

»Eure weisen Sprüche stinken sogar den Iwans«, bemerkte der Feldwebel grimmig. »Ich hoffe nur, daß ihr da seid, wenn ihr gebraucht werdet. – Los, weiter!«

Dicht hinter den Panzern gingen die Männer geduckt vor. Verluste traten ein, aber es ging ständig vorwärts. Die Kampfwagen schossen die gegnerische Verteidigung zusammen, und in die entstandenen Löcher stieß die Infanterie nach. Die neue Taktik der Sowjets war klar erkennbar. Nicht mehr sturer Kampf bis zum letzten Mann, sondern überlegter Widerstand, rechtzeitiges Absetzen und Errichtung einer neuen Verteidigungslinie. Dadurch konnte es keinen plötzlichen Zusammenbruch der Verteidigung geben. Ohne Zweifel hatten die Sowjets viel dazugelernt. Die riesigen Menschenverluste, die sie zu Beginn des Feldzuges im Osten erlitten hatten, waren

offenbar eine heilsame Lehre gewesen.

»Volle Deckung!«

Die Granate einer schweren Pak hatte den »Tiger« vor dem Zug getroffen. Die linke Kette flog durch die Luft, das Ungetüm drehte sich noch etwas und zeigte mit der Breitseite zum Feind. Der Turm mit der Kanone schwenkte auf den Gegner ein, aber ehe die Granate das Rohr verließ, saß ein zweiter Treffer im Motorraum. Aus Feuer und Rauch stürzten drei Besatzungsmitglieder und rannten zurück.

»Da vorn ist ein Bunker mit einer eingebauten Pak« schrie einer von der Besatzung den Infanteristen zu.

»Das hat uns gerade noch gefehlt!«

Der Zugführer rollte sich etwas zur Seite, um einen Blick in die angedeutete Richtung zu werfen. Tatsächlich befand sich in diesem Angriffsstreifen ein Betonbunker, dessen Panzerabwehrgeschütz schon den nächsten Panzer unter Feuer nahm. Dieser rollte erst einmal zurück und nahm aus sicherer Entfernung mit seiner weiter reichenden Kanone den Bunker unter Feuer. Betonbrocken wurden abgesprengt, aber der Bunker feuerte weiter.

Der Angriff in diesem Streifen geriet ins Stocken. Mehrere Panzer standen im Halbkreis um den Bunker herum und versuchten, ihn außer Gefecht zu setzen. Viel konnten sie mit ihrem Feuer nicht ausrichten. Er lag so gut hinter einer Bodenwelle, über der nur der obere Teil mit der einziehbaren Kanone zu sehen war.

Der Bunker feuerte nicht mehr, und es war anzunehmen, daß die Besatzung die Kanone eingefahren hatte. Eine riesige Staubwolke verdeckte die Sicht teilweise. Nach geraumer Zeit fuhren zwei Panzer näher heran, und als eine Windbö die Dreckwolke etwas lichtete, erhielt der eine Panzer einen Treffer und blieb liegen. Der andere rollte zurück.

»Feldwebel Keller! – Wo ist Feldwebel Keller?« Ein Melder hastete durchs Gelände.

»Hier bin ich!« rief der Zugführer.

Der Melder wechselte die Richtung und rannte auf den Feldwebel zu. Er kam vom Kompaniechef und brachte den Befehl, die Pioniergruppe auf den Bunker anzusetzen. Der Zug sollte dabei Unterstützung geben und später wieder aufschließen. An den Bunker vorbei wurde der Angriff fortgesetzt.

»Unteroffizier Grabert!«

»Ich komme, Feldwebel!«

Feldwebel Keller informierte Grabert, und zusammen berieten sie, wie am besten heranzukommen wäre. Sie wollten die Landser so dicht wie möglich heranzuführen, und während der Zug Feuerschutz gab, wollte Grabert mit den Pionieren den Bunker mit dem Flammenwerfer blenden und dann mit Sprengmitteln ausräuchern.

Die Männer kamen bis auf einhundertfünfzig Meter unbemerkt heran, dann stießen sie plötzlich auf eine zerschossene feindliche Stellung, in der sich noch ein Maschinengewehrtrupp befand. Das MG begann sofort zu schießen. Einige Handgranaten schalteten es aus, aber die Bunkerbesatzung hatte nun die Gefahr erkannt und schoß mit drei MG auf die Angreifer. Die Kanone konnte nicht mehr eingesetzt werden, weil die Angreifer bereits im toten Winkel lagen.

»Feldwebel, lassen Sie den Zug Feuerschutz geben. Ich versuche, den Flammenwerfer heranzubringen, damit sie die Scharten schließen, und dann gehen wir ihn an.«

»In Ordnung, Grabert!« Keller erteilte den Befehl, und seine Infanteristen deckten den Bunker mit Infanteriefeuer ein.

Mit äußerster Vorsicht führte Grabert den Flammenwerfer näher. Auf dem Bauch rutschend, zerrten sie das Gerät auf dem Boden nach. Beide wußten, daß ein Treffer in den Flammölbehälter furchtbare Folgen haben konnte. Die von den Granaten der Panzer hervorgerufenen Trichter erleichterten die

Annäherung. Es war sehr anstrengend, und der Schweiß rann in Strömen. Endlich war es geschafft, der Flammenwerfer nahe genug heran. Er wurde vom Gefreiten Wilke einsatzbereit gemacht. Grabert hielt seine Waffe hoch – das Zeichen zur Feuereinstellung für den Zug. Schlagartig endete die Schießerei.

»Los, Wilke!«

Zischend leckte die lange Zunge brennenden Flammöls zum Bunker hin, prallte auf den Beton und sprühte in einer Kaskade auseinander. Das Feuer der feindlichen MG brach ab. In kurzen Stößen lenkte Wilke immer wieder den Flammenstrahl zum Bunker, dessen Scharten inzwischen geschlossen worden waren.

»Schluß jetzt, Wilke. Wir sprengen den Eingang auf – los!«

Mit wenigen Sprüngen war die Gruppe am Bunker. Wo die Feuerzunge hingeleckt hatte, brannte die Erde. Die Pioniere sprangen vorbei und waren in wenigen Sekunden am Eingang, der von hinten in den Betonklotz führte. Die Stahltür war verschlossen.

»Ladungen an die Tür!«

Zwei Pioniere brachten die Ladung an und zündeten die Zündschnur. Dann ging alles in volle Deckung. Nach wenigen Sekunden erfolgte eine Explosion, und die Tür flog aus der Halterung. Grabert schoß durch den Rauch in die dunkle Öffnung, sprang vor und stellte sich neben den Eingang. Nichts rührte sich. Er schoß noch einmal hinein. Nichts!

»Eine Kiloladung in den Eingang!«

Ein Pionier warf die Ladung in den Eingang so weit er konnte. Die Explosion schaltete den Bunker aus. Es gab keine Überlebenden.

Der Anschluß an die Kompanie war schnell hergestellt. Wider Erwarten ging es zügig voran. Der Feind kämpfte haltend, ließ sich aber nicht festnageln, sondern wich rechtzeitig zurück. Es wurde allen bewußt, daß der Kern der

Verteidigung noch nicht erreicht war und der eigentliche Kampf noch bevorstand.

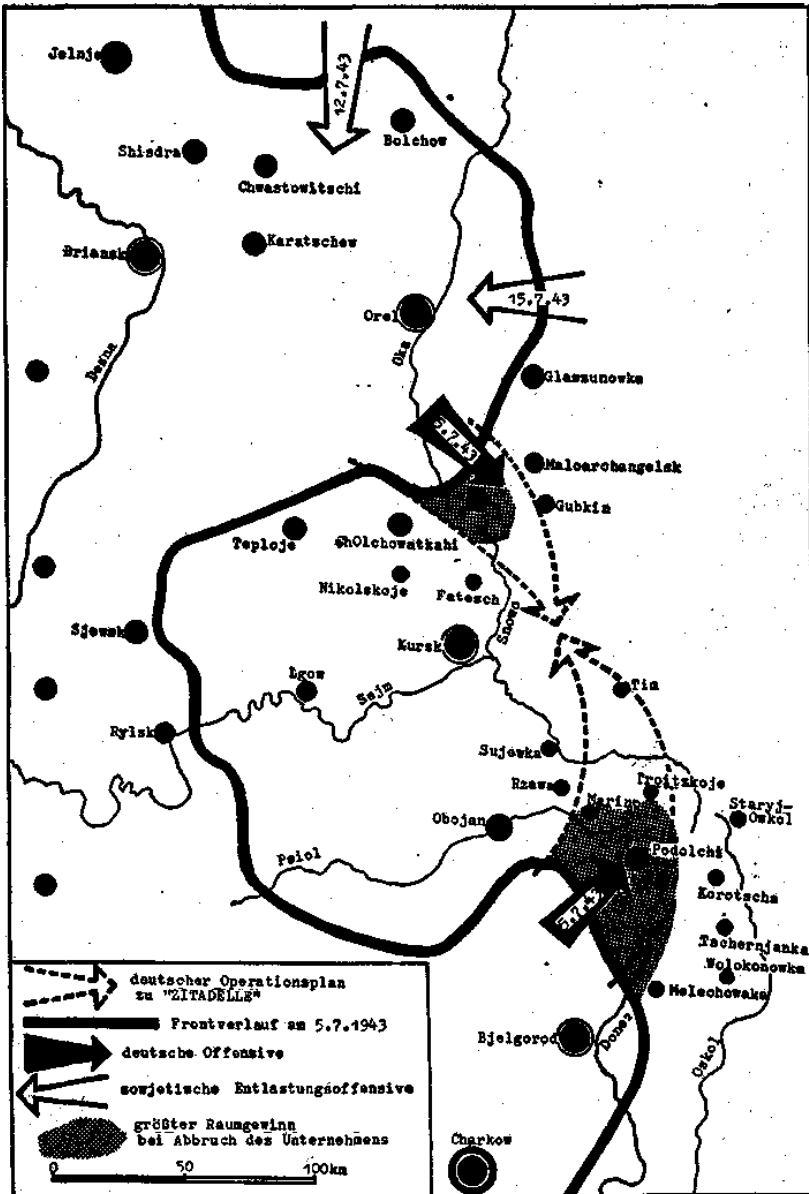
Am Nachmittag wurde die erste befestigte Verteidigungslinie erreicht. Es gab keinen Fortschritt mehr. Die Begleitpanzer fuhren in Feuerstellungen und versuchten, der Infanterie eine Lücke freizuschießen. Jeder Versuch, in die Verteidigung einzubrechen, schlug fehl. Die Verluste wuchsen. Bei dem Versuch, den Flammenwerfer vorzubringen, fiel der Gefreite Wilke von der Pioniergruppe, als der Flammenwerferbehälter durch einen Treffer zur Explosion gebracht wurde.

Am späten Nachmittag wurde der Bitte des Bataillonskommandeurs auf Schlachtfliegerunterstützung entsprochen. Hastig legten die Männer Sichttücher aus, um die eigenen Stellungen zu kennzeichnen. In voller Deckung liegend, warteten sie auf die Hilfe aus der Luft, die einen Einbruch ermöglichen sollte.

Die Schlachtflieger kamen auch, aber ihr Einsatz brachte keine große Erleichterung. Eine Hs 129 wurde von der russischen Flak abgeschossen und raste auf die Erde zu. Mit einem furchtbaren Knall bohrte sich das Schlachtflugzeug vor Graberts Gruppe in die feindliche Stellung und explodierte in einer Wolke aus Staub, Feuer und Rauch. Lähmendes Entsetzen ließ die Männer erstarren. Feldwebel Keller erkannte die Gelegenheit und nahm sie wahr.

»Alles auf – Einbruch!«

Der Befehl riß die Soldaten aus ihrer Erstarrung. Nacheinander sprangen sie auf und stürzten vor, die Verwirrung in den Reihen des Feindes ausnutzend. Bevor der Gegner richtig begriff, was sich da abspielte, sprangen sie in die Stellung und dehnten den Einbruch sofort nach beiden Seiten hin aus. Um die Aufschlagstelle brauchten sie sich nicht kümmern, dort hatte keiner mehr eine Chance gehabt.



Grabert rannte mit seiner Gruppe einen Verbindungsgang entlang. Als er um einen Grabenknicke bog, sah er etwa zehn Meter vor sich Russen, die aus einem Erdbunker herauskamen. Seine MPi trieb den Feind auseinander. Einige fielen getroffen auf den Boden des Grabens. Mit wenigen Sätzen war der Unteroffizier am Eingang des Bunkers. Ein Pionier warf eine Handgranate hinein, und noch ehe sie explodierte, stürmte die Gruppe weiter den Graben entlang.

Am nächsten Knick lief Grabert in eine MPi-Garbe und brach verwundet zusammen. Seine Männer zogen ihn in Deckung, riefen einen Sanitäter herbei und stürmten weiter.

Trotz des erbitterten Widerstandes ging das Unternehmen »Zitadelle« in den ersten Tagen zügig voran. Dies war hauptsächlich dem Einsatz der Luftwaffe zu verdanken. Die feindliche Luftwaffe warf sich in zunehmendem Maße diesem Ansturm entgegen, und eine große Anzahl von Flugzeugen wurde abgeschossen. Rauchsäulen im Kampfgebiet markierten die Abschußstellen.

Doch dann machte sich bei den Deutschen der zunehmende Mangel an Betriebsstoff und Ersatzteilen bemerkbar. In rapide steigender Zahl wurden Maschinen unklar gemeldet. Der Widerstand gegen die angreifenden deutschen Bodentruppen wurde dadurch stärker.

Die tiefgestaffelten und gut ausgebauten russischen Stellungen machten den Angreifern schwer zu schaffen, aber auch die Verteidiger mußten schwere Verluste hinnehmen. In großer Anzahl eingegrabene Panzer – nur der Turm war über der Erde sichtbar – wirkten wie kleine Festungen und mußten in erbitterten Nahkämpfen ausgeschaltet werden, ehe es weitergehen konnte.

Das Gelände war mit Widerstandsnestern, Panzergräben und Minenfeldern nur so gespickt. Dadurch wurde die Bewegungsfreiheit der angreifenden Kampfswagen eingeschränkt, und sie erlitten durch das wirkungsvolle Abwehrfeuer des Feindes

empfindliche Ausfälle. Nach vier Tagen Kampf hatten sich die beiden deutschen Armeen nur um 70 Kilometer genähert und waren immer noch über 200 Kilometer voneinander entfernt.

*

Die Bremsen kreischten. Langsam fuhr der Zug in den Warschauer Bahnhof ein. Er ruckte noch einmal und hielt. Langsam nahmen Schaub und Grabert, die einer der seltsamen Zufälle nach ihren Verwundungen im gleichen Lazarett hatte landen lassen, ihr Gepäck und kletterten auf den Bahnsteig. Überall feldgraue, mit Gepäckstücken beladene Soldaten. Dazwischen einige Zivilisten, die anscheinend Arbeiter der Eisenbahn waren. In der Nähe des Ausganges entdeckte Schaub, was sie suchten. Ein großes Schild und schlangestehende Soldaten zeigten an, daß dort die Leitstelle war.

Sie schlossen sich der Schlange an und warteten, bis sie an der Reihe waren. Dann legten sie ihre Papiere vor und blickten sich um, während der Obergefreite hinter dem Tisch eine Liste einsah.

»Morgen geht ein Lazarettzug nach Smolensk. Mit diesem Zug können Sie mitfahren. Eine Übernachtungsmöglichkeit finden Sie in der Fritsch-Kaserne, gleich hier aus dem Bahnhof rechts.«

»Danke!« Die Unteroffiziere nahmen das Gepäck auf und verließen die Leitstelle. Die trostlose Öde einer vom Krieg zerschlagenen Stadt starrte sie an. Es begann bereits zu dämmern.

»Soldat – gib Brot!« Ein kleiner Junge zupfte Schaub am Ärmel. Übergroße, traurige Augen in einem verhungerten und alt aussehenden Gesicht sahen ihn bittend an. Zitternd streckte das Kerlchen eine magere Hand aus. Die Unteroffiziere erschrakten. Hier starrte sie der Krieg in seiner widerlichsten

Form an. Sie hatten bisher nur immer die Not der Bevölkerung im Kampfgebiet erlebt. Das war schlimm genug gewesen, aber das hier war grausamer. Schaub hatte den Schock zuerst überwunden.

»Komm, Junge! Zeig uns den Weg zur Fritsch-Kaserne, und ich geb' dir Brot.«

»Ja, Soldat. Ich dir zeigen!« Der kleine Pole versuchte eine Gepäcktasche zu tragen, was Schaub aber nicht zuließ. Es war nur ein kurzer Weg, und sie waren gleich angelangt. Er öffnete seine Tragetasche, nahm ein Komißbrot heraus und drückte es dem Jungen in die Hand. Tränen stürzten aus den Augen des kleinen Polen, und er fiel auf die Knie. Mit versagender Stimme stammelte er polnische Worte.

»Nun mach schon, daß du nach Hause kommst!«

Der Junge sprang auf und verschwand um die nächste Ecke. Sie betraten die Kaserne und meldeten sich. Ein Soldat führte sie zu einer Stube, in der vier Betten standen. Zwei Unteroffiziere standen am Fenster und klönten. Nach der Begrüßung warf sich Schaub auf sein Bett und starrte zur Decke. Der Anblick des verhungerten Jungen ließ ihn nicht los. Immer wieder sah er die hoffnungslosen Augen auf sich gerichtet.

In der Kantine gab es einen billigen Fusel, der die Gedanken betäubte. Nach einigen Gläsern quatschten sie nur noch Blödsinn und zogen sich erst auf die Stube zurück, als die Kantine dichtmachte. Nach unruhigem Schlaf erhob sich Schaub, ziemlich zerschlagen, am nächsten Morgen. Auch Grabert war mißmutig gelaunt. Ihre Absicht, am Vormittag die Stadt anzusehen, ließen sie fallen. Wie eine Erlösung kam am Nachmittag der Befehl zum Fertigmachen. In einer Stunde sollte der Zug abfahren.

Auf dem Hof der Kaserne versammelten sich einige hundert Soldaten, die von mehreren Feldgendarmen in Gruppen eingeteilt wurden. Unter Führung einiger Offiziere ging es

dann zum Güterbahnhof, wo ein Lazarettzug zur Abfahrt bereitstand. Jeder bekam ein Klappbett zugewiesen, und als alles untergebracht war, ging es los in Richtung Osten.

In Bialystok, das war früher die Grenzstation gewesen, hielt der Zug längere Zeit. Es wurde Munition für die mitgeführten Waffen verteilt. Man sprach von möglichen Bandenüberfällen zwischen Bialystok und Minsk, wo sich ein großes Partisanengebiet gebildet hatte.

Ohne Zwischenfälle wurde Smolensk am fünften Tage der Fahrt erreicht, Wo sich die Unteroffiziere bei der Frontleitstelle meldeten und angewiesen wurden, nach Brjansk zu fahren. Von dort sollten sie dann zu ihrer Einheit gelangen. Das war aber ein Trugschluß. Alles war in Bewegung geraten, und die Standortmeldungen an die Leitstellen hinkten immer etwas hinterher.

Nach einigen Tagen Irrfahrt trafen sie endlich auf ihr Regiment, das im Abschnitt Pogar, in der Nähe der Desna, Stellungen bezogen hatte.

Sie wurden freudig begrüßt, denn jede Verstärkung war hochwillkommen. Schaub wurde der 7. Kompanie als Beobachter für die Granatwerfer zugeteilt, die dicht am Fluß in Stellung lagen und von dort die vorbeiführende Rollbahn schützten. Über diese wälzte sich dichter Verkehr. Zwischen den Kolonnen des Heeres befanden sich immer wieder große Gruppen der flüchtenden Zivilbevölkerung. Sie versuchten, so schnell wie möglich aus dem Kampfgebiet zu entkommen. Ab und zu schlugen einige Granaten der schweren Artillerie ein. Außer diesen sporadischen Feuerüberfällen war vom Krieg aber noch nicht viel zu spüren.

Grabert blieb beim Regimentsstab. Er sollte mehrere Wochen Pionierausbildung betreiben, zu der die Kompanien geeignete Leute abstellen mußten. Pioniere waren Mangelware geworden, und die Verbände mußten sich selbst Soldaten dafür heranbilden.

»Na, wie war es denn zu Hause, Schaub?« Oberleutnant Menk, Chef der 7. Kompanie, war auf seinem Rundgang zu Schaub in die B-Stelle gekommen.

»Im Lazarett war es ziemlich langweilig, Herr Oberleutnant. Aber der anschließende Urlaub war gut. Ich war sogar eine Woche in einem Erholungsheim am Tegernsee. Da war es schön ruhig. Bei uns zu Hause war fast jede Nacht Fliegeralarm, und Bomben fielen dann jede Menge, Das gehört in Mittel- und Westdeutschland fast zum täglichen Leben, und die Menschen haben sich damit schon abgefunden. Die Ruhe in der Heimat ist vorbei, der Krieg ist überall.«

»Ja, der gute Hermann Meier (Göring) hat mit seiner Luftwaffe den Mund etwas zu voll genommen. Wir sind ja seit dem Fehlschlag von Kursk nur noch auf dem Rückzug, zwar langsam, aber immerhin. Wie ist denn die Stimmung in der Heimat?«

»Nicht mehr so wie früher. Es sagt keiner mehr, was er wirklich denkt. Offiziell reden alle vom Endsieg, aber eine ehrliche Meinung hört man nicht. Jeder hat Angst, ein falsches Wort könnte in die falschen Ohren kommen. In gewisser Hinsicht bin ich froh, wieder hier zu sein.«

»Das haben mir auch schon andere erzählt. – Ja, ich muß weiter. Machen Sie es gut, Schaub.« Oberleutnant Menk ging zur nächsten Stellung.

Als die Ablösung kam, begab sich Schaub zum Troß der Kompanie zurück. Der folgende Tag war sein freier Tag, und er hatte vor, einmal richtig auszuschlafen. Darum war er etwas verärgert, als er für neun Uhr am nächsten Morgen zum Rapport beim Bataillonskommandeur befohlen wurde.

»Was soll ich denn da?«

»Das weiß ich auch nicht«, antwortete der Spieß. »Hast du daheim was ausgefressen?«

»Nee, dazu war der Urlaub zu kurz. Ist ja auch schon eine Weile her«, lachte Schaub.

Nach dem Abendessen ging er schlafen, und das Störfeuer der feindlichen Artillerie vermochte ihn nicht zu stören. Frühzeitig stand er auf, ließ sich an der Feldküche verpflegen, säuberte seine Uniform und die Stiefel etwas gründlicher als sonst und meldete sich ab.

Auffallend viele Zivilisten waren unterwegs und zogen nach Westen. Aus Erfahrung wußte der Unteroffizier, daß sie bestimmt von Partisanen eine Warnung bekommen hatten und nun das Feld räumten. Das konnte nichts Gutes bedeuten. Wenn die Zivilbevölkerung ihre Heimat verließ, dann stand ein Angriff unmittelbar bevor.

Schaub fegte diese ungunten Gedanken beiseite, als er vom Kommandeur zum Feldwebel befördert und mit dem EKII ausgezeichnet wurde. Aus der Notsollkiste spendierte der Bataillonier einen guten Schluck und unterhielt sich mit dem frischgebackenen Feldwebel eine halbe Stunde. Dann wurde er entlassen und ging wieder vor zur Kompanie, wo er lautstark empfangen wurde.

Einige »Organisatoren« hatten herrenlose Hühner und ein zurückgelassenes Schwein eingefangen und bereiteten einen gemütlichen Abend vor. Im Hinblick auf die bevorstehenden schweren Tage hatte Oberleutnant Menk beide Augen zugedrückt. Obwohl der Abend schon empfindlich kühl war – schließlich war es inzwischen Herbst geworden – kam schnell Stimmung auf. Die Aussicht auf ein gutes Essen und die dazu freigegebene Schnapsration zeigten Wirkung.

Nach dem ersten Trubel nahm der Chef Schaub beiseite. »Sie haben bestimmt bemerkt, daß die Zivilbevölkerung Hals über Kopf abhaut. Hier sind schon alle verschwunden, und ich habe so ein ungutes Gefühl im Magen. In den nächsten Tagen passiert hier etwas.«

»Genau dasselbe ist mir heute auch schon durch den Kopf gegangen«, antwortete Schaub.

»Sehen Sie! – Und darum möchte ich, daß Sie nach dem

Essen wieder in die B-Stellung gehen. Ich will nicht, daß wir überraschend mit den Hosen unten erwischt werden. Ich wäre ruhiger, wenn Sie in der B-Stellung sind. Damit will ich nichts gegen Ihren Vertreter sagen, aber Sie haben doch mehr Erfahrung in kritischen Situationen. Unteroffizier Harding ist noch nicht lange bei uns. Einen richtigen Schlamassel hat er noch nicht erlebt.«

»Ich verstehe, Herr Oberleutnant. Selbstverständlich gehe ich vor, wenn Sie es wünschen.«

»Gut! – Bis der Braten fertig ist, trinken wir einen zusammen.«

Der Feind wartete nicht, wie üblich, bis zum Morgen. Überraschend setzten im Schutz der Dunkelheit starke Stoßtrupps mit Schlauchbooten über den Fluß, überwältigten lautlos die Posten und erschienen plötzlich mitten im Raum der Kompanie.

Die B-Stelle hatte der Feind vorher mit einer Gruppe ausgehoben. Unteroffizier Harding und der Gefreite Hollmann, die beide in der B-Stelle saßen, sahen sich plötzlich von dunklen Gestalten umringt. Ehe sie sich von dem Schrecken erholen und Alarm geben konnten, waren sie überwältigt, wie sich später herausstellte.

»Ich muß mal in die Büsche, Herr Oberleutnant. Ich bin gleich zurück«, sagte Feldwebel Schaub und erhob sich von seinem Platz neben dem Chef.

Dichtgedrängt saßen die Soldaten um das kleine, abgedeckte Feuer. Schaub hängte seine Waffe über die Schulter und wollte den Platz verlassen, als er die huschenden Schatten bemerkte. Instinktiv gab er dem Chef einen Stoß, ließ sich selbst zu Boden fallen und brüllte einen Alarmruf. Seine Waffe von der Schulter zerrend, robbte er eilig aus dem schwachen Schein des Feuers. Keinen Augenblick zu früh, denn überall zuckten die Mündungsfeuer der Waffen auf und Schüsse zerrissen die

Nacht. Schreiend und fluchend stürzte alles auseinander. Die ersten Todesschreie gellten durch den Lärm.

Dicht an den Boden gepreßt, glitt der Feldwebel vorwärts. Als er vor sich einige Schatten ausmachte, blieb er still liegen, bis diese wieder verschwanden. Vorsichtig blickte er um sich und glitt weiter. Sein Bestreben war, erst einmal aus dem inneren Bereich herauszukommen und dann in den Kampf einzugreifen. In diesem Durcheinander war es sinnlos, etwas zu unternehmen. Sein Fuß wurde festgehalten, und er fuhr herum, die Waffe anschlagend.

»Nichts machen, Schaub, ich bin es, Menk!« Es war tatsächlich der Kompaniechef, der Schaub am Fuß festhielt. Durch puren Zufall hatte er den Feldwebel entdeckt.

»Sie haben mir vielleicht einen Schrecken eingejagt, Herr Oberleutnant. – Fast hätte ich Sie auf dem Gewissen gehabt!«

»Noch mal gutgegangen. – Nun müssen wir aber sehen, daß wir die Lage in die Hand bekommen, sonst ist der Ofen aus.«

Der ganze Bereich war in Aufruhr. Alles rannte wild durcheinander, Freund und Feind waren kaum zu unterscheiden. Nur der verschiedenartige Waffenlärm ließ eine gewisse Unterscheidung zu. Zusammen mit Schaub sammelte Menk ein gutes Dutzend Soldaten, ließ sie ausschwärmen und an die Kampfstätte herangehen. Im zähen Nahkampf gewannen sie langsam an Boden. Der Feind wehrte sich mit allen Mitteln, erbittert kämpften beide Seiten Mann gegen Mann.

Immer mehr Soldaten fanden sich zusammen, und so war es bald möglich, die Verteidigung in den Griff zu bekommen. Nach zwei Stunden grausamen Nahkampfes war die Lage bereinigt, der feindliche Stoßtrupp vernichtet, aber die eigenen Verluste waren auch sehr schwer.

»Wie konnte das passieren, Herr Menk?« tobte der Bataillonskommandeur, als der Chef den Vorfall über das Feldtelefon meldete.

»Der Feind hat sämtliche Posten lautlos ausgehoben, Herr

Major. Sie sind alle gefallen und können nicht mehr aussagen.«

»Ich will darüber einen schriftlichen Bericht haben«, antwortete der Batailloner und legte auf.

»Das wird noch ein Nachspiel haben, denke ich«, bemerkte Menk und starrte zu Boden...

»Dafür können Sie doch nichts, Herr Oberleutnant. Der Russe hat gelernt, wie man das macht. Er macht diese Dinge nicht mehr nach der Holzhammermethode.«

Am nächsten Tag versuchte der Feind mehrmals über den Fluß zu setzen, wurde aber immer wieder abgeschlagen. Sämtliche Angehörige der Kompanie, einschließlich Troß, Spieß und alles, was dazu gehörte, standen im Einsatz. Auch am folgenden Tag ging es noch einmal hoch her, ohne daß der Gegner jedoch einen Erfolg errungen hätte. Dann war wieder Ruhe.

Abgesehen von kleinen Scharmützeln blieb es bis Mitte Oktober ruhig. Am 10. wurde die 7. Kompanie aus ihrer Stellung herausgelöst und rückte in der Nacht bei strömendem Regen nach Pogar ab. Gerüchte besagten, daß sie mit zwei anderen Kompanien des Regiments zur Partisanenbekämpfung eingesetzt werden sollte. Feldwebel Schaub übernahm für diesen Einsatz den Kompanietrupp. Der planmäßige Kompanietruppführer war ausgefallen.

Am Nachmittag wurde Pogar erreicht. Müde, verdreckt und durchnäßt, warfen sich die Landser im bereitgestellten Quartier auf die Strohschütten und waren bald eingeschlafen. Am nächsten Tag ging es dann im Fußmarsch weiter. Nach 20 Kilometern wurde ein kleines Dorf erreicht. Dort stand ein Güterzug bereit, und die Kompanie wurde verladen.

Stunde um Stunde verging, und nichts passierte. Aus den Eisenbahnern war kein Wort herauszubekommen. Es wurde Nacht, der Zug blieb stehen.

»Was ist denn überhaupt los, Herr Feldwebel? Jetzt ist es fast vier Uhr, und wir stehen immer noch hier«, fragte ein

Obergefreiter.

»In der Nacht fährt der Zug nicht, das ist zu gefährlich«, antwortete Schaub. »Wir warten bestimmt bis zur Morgendämmerung.«

Es ging aber erst kurz vor Mittag los. Das Mittagessen konnte noch schnell ausgegeben werden. Langsam dampfte dann der Zug dahin und erreichte am Abend Unetschka. Wieder mußten die Landser die Nacht im Zug verbringen. Eine Nachtfahrt war auf dieser, von Banden bedrohten Strecke nicht möglich. Die Eisenbahner beriefen sich auf irgendwelche Befehle und fuhren einfach nicht. Zusammengekauert saßen sie auf der Lokomotive vor dem Feuerloch.

Am Morgen fuhr der Zug nach Gornel. Auf dem Güterbahnhof wurde endlich entladen, und nach einer kurzen Pause ging der Marsch weiter nach Retschizka. Dort wurde Quartier bezogen. Am nächsten Tag wurde den Soldaten etwas Außergewöhnliches geboten: Baden, Entlausung und ein Kinobesuch. Niemand ahnte zu dieser Zeit, daß es der letzte ruhige Tag für eine lange Zeit sein sollte. Der Regimentskommandeur erschien am Abend und rief alle Offiziere und Portepée-Unteroffiziere (Bezeichnung für Unteroffiziere ab Feldwebel aufwärts) zusammen. Jeder wußte, daß bei dieser Besprechung die Weichen für die nächste Zeit gestellt werden würden.

Als Oberleutnant Menk zurückkam, informierte er alle Unteroffiziere über das Ergebnis der Besprechung. Frühzeitig am nächsten Morgen sollte der Einsatz beginnen.

Einige Lastwagen fuhren vor. Die Soldaten saßen auf, und es ging los. Die Kompanie wurde zu einer Stelle der Rollbahn, die nach Brjansk führte, gebracht. Dort hatten in der vorhergehenden Nacht Banden eine Baumsperre mit eingebauten Minen errichtet. Nach dem Eintreffen wurde die Stelle abgesichert, und kurz danach traf ein Pionierzug ein, der sofort mit der Räumung begann. Mit Motorsägen und Äxten

begannen sie das Gewirr der gefälltten Bäume zu beseitigen. Vorsichtig wurden dabei die entdeckten Minen entschärft. Nach zehn Minuten Arbeit erfolgte eine Explosion. Eine versteckte Sprengladung war hochgegangen und hatte einen Pionier zerrissen. Er blieb nicht das einzige Opfer. Als die Sperre endlich beseitigt war, hatten die Räumer zwei Tote und vier Verletzte zu beklagen.

»Mensch, ihr seid aber auch arme Hunde«, sagte Schaub abschließend zum Zugführer der Pioniere.

»Das walte Hugo, Kamerad. Wir bekommen kaum noch genügend Leute als Ersatz heran. Diese verfluchten Baumsperren sind unser Schicksal. Da weiß man nie, wie und wo die Teufelseier eingebaut sind, und wegräumen müssen wir die Sperren. So ein schwieriges Drecksding wie dieses hatten wir schon lange nicht mehr. Das kostete Schweiß und machte Angst. Naja, wir werden ja sowieso als dumm und stark betrachtet.«

»Die das sagen, sind große Armleuchter. Wir Infanteristen wissen genau, wie ihr einzuschätzen seid.«

»Du bist einer der wenigen, die das einsehen. – Aber wir müssen weiter, es gibt noch viel zu tun. Mach's gut, Kamerad.«

Der Zugführer ließ die Toten und Verwundeten aufladen, achtete darauf, daß die Ausrüstung richtig verstaut wurde und verschwand mit seinen Pionieren zum nächsten Einsatzort.

Während des ganzen Tages ließ Menk Spähtrupps nach allen Seiten erkunden. Sie sollten Spuren ausfindig machen, die einen Hinweis auf das Versteck der Partisanen geben könnten.

Nach und nach kamen die Trupps zurück und meldeten Fehlanzeige. Nichts konnte entdeckt werden, und aus der Bevölkerung war nichts herauszuholen gewesen. Einige Spähtrupps hatten Dörfer berührt und versucht, dort etwas zu erfahren. Die Russen waren eingeschüchtert und ließen nichts verlauten.

»Es hat keinen Sinn, Schaub. Hier können wir wochenlang

bleiben und finden doch nichts. Sind alle Spähtrupps zurück?« fragte Menk, reichlich niedergeschlagen.

»Es sind alle da, Herr Oberleutnant. Wollen wir die Nacht hier verbringen?«

»Auf keinen Fall. – Lassen Sie auf sitzen, wir fahren zurück.«

Als sich die Fahrzeuge in Bewegung setzten, brach die Dunkelheit herein. Mit eingeschalteter Tarnbeleuchtung fuhren die Wagen in Richtung Retschizka. Nach einer Stunde Fahrt atmete Menk erleichtert auf. Bis zum Ort waren es nur noch wenige Kilometer, und er war froh, daß diese Kutschiererei nun bald zu Ende war. Er freute sich auf das Quartier wie jeder seiner Soldaten. Außerdem war es nicht gut, in der Dunkelheit noch unterwegs zu sein.

Die Nacht versprach sehr kalt zu werden, und es war schon stockdunkel. Die Fahrer konnten die Fahrbahn im spärlichen Licht der getarnten Scheinwerfer schlecht erkennen. Die Tarnkappen auf den Scheinwerfern ließen nur eine winzige Menge Licht austreten. Die Soldaten auf den Ladeflächen hatten die Kragen hochgeschlagen und die Köpfe eingezogen. Mißmutig saßen sie auf dem kalten Boden und dösten vor sich hin. Die Posten an den aufmontierten Maschinengewehren ließen die dunkle Umgebung nicht aus den Augen. Alle wünschten das Ende der Fahrt herbei und ein warmes Quartier.

Plötzlich gab es einen lauten Knall, und die Windschutzscheibe zersplitterte. Gewehre knatterten, und neben der Rollbahn blitzten Mündungsfeuer auf. Ein deutsches Maschinengewehr begann zu hämmern.

»Gib Gas!« schrie Schaub dem Fahrer zu und machte sich auf dem Beifahrersitz so klein wie möglich. Hastig kurbelte er die Seitenscheibe herunter, steckte die Maschinenpistole durch die Fensteröffnung und schickte kurze Feuerstöße in die Richtung der Mündungsfeuer.

In wenigen Sekunden war das Fahrzeug durch den Hinterhalt

hindurch. Der Feldwebel blickte durch das Fenster nach hinten und sah, daß die Kolonne noch beisammen war und folgte. In halsbrecherischem Tempo kam der VW-Kübel des Chefs von hinten vorgeprescht.

»Weiterfahren!« rief Menk dem Fahrer zu und winkte nach vorn. »Es ist alles dran!«

Das Feuer verebbte, und kurze Zeit später erreichte die Kolonne die Quartiere. Es mutete wie ein Wunder an, daß niemand verletzt worden war. Nur die Fahrzeuge hatten einige Einschußlöcher, die aber nicht schwerwiegend waren.

»Da haben wir aber Glück gehabt«, bemerkte Menk und wischte sich über das Gesicht. »Die Bande hat uns bestimmt den ganzen Tag beobachtet und wollte uns in der Dunkelheit zur Schnecke machen.«

»Die Nächte scheinen hier außerhalb von Ortschaften tatsächlich sehr gefährlich zu sein. Das müssen wir in Zukunft bedenken, Herr Oberleutnant.«

»Allerdings. Doch jetzt gehen wir schlafen, Schaub, wir haben es nötig.«

Nach dieser kurzen Unterhaltung sagte Schaub dem Spieß Bescheid, sank auf seine Strohschütte und schlief augenblicklich ein. Die Ruhe währte nicht lange. Zwei Stunden nach Mitternacht wurde alles alarmiert. Zuerst mußten die Unterführer zum Chef. Der Spieß war schon informiert, rannte herum und weckte die Kompanie.

»Sofort alles aufstehen und draußen mit Waffen und allen Ausrüstungsstücken sammeln!«

Schimpfend suchten die Männer im Schein einiger Taschenlampen ihre Klamotten zusammen und gingen in den Hof des alten Fabrikgebäudes, das als Quartier diente. Der Chef wartete bereits mit den Unteroffizieren. Der Unteroffizier vom Dienst rannte noch einmal durch alle Räume und scheuchte die letzten hinaus. Als alles angetreten war, befahl Menk Ruhe und sagte:

»Acht Kilometer von hier ist ein Zug der sechsten Kompanie, der noch verspätet unterwegs war, in einen Hinterhalt geraten. Ein Kradmelder konnte entkommen und den Alarm auslösen. Wir müssen die Kameraden heraushauen, wenn es dazu noch nicht zu spät ist. – Los geht's!«

Menk setzte sich mit Schaub an die Spitze, und im Eilmarsch verließ die Kompanie den Ort. Unter Führung eines Gefreiten, den der Ortskommandant geschickt hatte, tappten sie auf einem ausgefahrenen Feldweg entlang. Obwohl es empfindlich kalt war, brach den Landsern der Schweiß aus allen Poren. Waffen, Munition, und das übrige Marschgepäck schienen Zentner zu wiegen. Je näher sie der angegebenen Stelle kamen, desto mehr wunderte sich Menk, daß nichts zu hören war.

»Ich weiß nicht recht, Schaub, aber mir ist so komisch. Entweder haben wir die verkehrte Richtung eingeschlagen, was natürlich sehr unwahrscheinlich ist, oder der Zug konnte entkommen. Man müßte jetzt doch schon etwas hören.«

»Es gibt noch eine andere Möglichkeit, Herr Oberleutnant, die wir nicht totschweigen sollten. Es kann sein, daß die Bande den Zug erledigt hat. Es ist still wie im Grab, und das gefällt mir auch nicht.«

»Nun malen Sie den Teufel nicht an die Wand, Schaub!«

Der Feldwebel sollte recht behalten. Als die Stätte des Überfalls erreicht wurde, gab es keinen Zweifel mehr. Der Zug hatte sich buchstäblich bis zum letzten Mann gewehrt. Das Bild war grausig und ging unter die Haut.

»Hier können wir im Augenblick nichts unternehmen. Wir warten bis zum Morgen. Die Kompanie soll sich einigeln, die Zuführer nehmen die Wacheinteilung vor. Kümmern Sie sich bitte darum, Schaub. Ich glaube nicht, daß wir belästigt werden. Es wäre wahnwitzig für eine Bande, eine eingiegelte Kompanie anzugreifen.« Menk schwieg und kämpfte gegen eine auf kommende Übelkeit.

»Verfluchter Mist!« schimpfte Schaub und machte sich auf

den Weg. »Wenn wir wenigstens ein paar Mann gerettet hätten, aber so – alles umsonst.«

Am Morgen, bei Tageslicht, erschien der Kommandeur mit einer weiteren Kompanie auf Lastwagen. Zwei Nahaufklärer flogen im Tiefflug über den Schauplatz des Überfalls, wackelten kurz mit den Tragflächen und verschwanden. Die Lastwagen, die den Kommandeur und die restlichen Züge der 6. Kompanie gebracht hatten, wurden mit den Gefallenen beladen und zurückgeschickt. Major Kaluschke ließ Offiziere und Unteroffiziere zu sich kommen.

»Wie Sie selbst gesehen haben, ist der Bandenkampf* eine mörderische Sache. Hierbei kann es keine Gnade und kein Mitleid geben. Hier heißt es, dem Feind ständig auf den Fersen zu bleiben und hart zuschlagen, wenn er erwischt wird. Genau das werden wir tun. Wir durchkämmen das ganze Gebiet nach Osten zu. Hauptmann Kinder mit der 6. Kompanie geht südlich der Rollbahn, und Oberleutnant Menk mit der 7. Kompanie nördlich der Rollbahn vor. Ich selbst bin bei der 7. Kompanie. Sobald eine Bande ausgemacht wird, muß versucht werden, sie zu umzingeln und zu vernichten. Die beiden Nahaufklärer sind zu unserer Unterstützung abgestellt. Sobald sie etwas vom Feind entdecken, werfen sie eine Meldung ab. Verpflegung kommt ab morgen jeden Tag um 13 Uhr und muß von der Rollbahn abgeholt werden.«

Wenige Minuten später waren die Kompanien in Bewegung. In den ausgedehnten Waldungen wurde das Vorgehen schwierig. Die Hauptaufgabe bestand zunächst darin, Spuren zu sichern, die dann verfolgt werden konnten.

Feldwebel Schaub hatte zwei Soldaten eingeteilt, die mit Hilfe des Marschkompasses die Richtung peilten und darauf zu achten hatten, daß sie auch eingehalten wurde. In diesem verwachsenen Wald konnte die Richtung leicht verloren gehen.

Direkt hinter diesen Männern liefen der Kommandeur, Menk

* »Banden« – damaliger milit. Ausdruck für sowjetische Partisanen

und Schaub. Später schloß sich Major Kaluschke dem I. Zug an. Immer wieder ließ jeder die Augen suchend umherschweifen. Gegen Mittag befahl Menk einen Halt. Nach der Ausstellung von Sicherungen erlaubte er eine Rast. Der Kommandeur kam vor zur Spitze.

»Sieht ziemlich trostlos aus, was?«

»Ich habe vor, die Kompanie hier rasten zu lassen und einen Spähtrupp vorzutreiben, Herr Major. Was wir bisher gemacht haben, bringt nicht viel ein, wie es scheint.«

»Die Idee ist nicht schlecht«, bemerkte Kaluschke. »Zeit haben wir, und es ist nie verkehrt, Erkundung vorzunehmen. Wer soll denn gehen?«

»Wenn Sie erlauben, gehe ich selbst«, warf Schaub dazwischen. »Ist ja auch meine Aufgabe.«

»Gut«, sagte Menk nach einigen Sekunden des Überlegens. »Dann können die anderen Unteroffiziere bei ihren Leuten bleiben. Suchen Sie sich die Männer aus dem Kompanietrupp selbst aus. Wir warten hier auf Ihre Rückkehr.«

Oberleutnant Menk sah dem Feldwebel gedankenverloren nach. Hoffentlich kam der Spähtrupp gut zurück. Er fühlte sich für jeden seiner Männer verantwortlich und haßte nichts mehr, als die Angehörigen gefallener Soldaten zu benachrichtigen. Schlagworte wie »gefallen für das Vaterland«, »auf dem Felde der Ehre«, »für Führer, Volk und Vaterland« lehnte er ab und verwendete sie auch nie. Sie klangen hohl und hilflos. Den verursachten Schmerz und die Trauer der betroffenen Menschen konnte niemand lindern; allenfalls war Mitgefühl zu bekunden. Außerdem war er der Ansicht, daß der gewaltsame Tod furchtbar war und nicht verherrlicht werden sollte. Die hehren Schlagworte waren meist Ausgeburten dummer Schwätzer.

Innerhalb weniger Minuten hatte sich Feldwebel Schaub drei Soldaten ausgesucht, sie unterrichtet und mit ihnen in östlicher Richtung den Rastplatz verlassen. Jeder von ihnen hatte eine

besondere Aufgabe zu erfüllen. Der Feldwebel beobachtete nach vorn, ein Landser nach links, der nächste nach rechts und der letzte nach hinten.

So ging der Trupp vorsichtig durch den Wald, ohne besondere Geräusche zu verursachen.

Von Zeit zu Zeit ließ Schaub halten, holte den Marschkompaß aus der Tasche und notierte die Marschkompaßzahl auf dem Meldeblock. Er wollte den Rückweg nicht verfehlen.

Nach zwei Stunden Marschzeit zeigten Birken- und Schwarzerlenbewuchs den Beginn eines Sumpfes an. Jetzt war Vorsicht geboten, denn die Banden hatten ihren Unterschlupf gern in Sümpfen und unzugänglichen Gebieten. Jeden Augenblick konnte ein Zusammentreffen mit dem Gegner erfolgen. Das mußte unter allen Umständen vermieden werden. Die Entdeckung des Spähtrupps durch den Feind würde sicherlich den Untergang bedeuten. Gegen eine organisierte Bande hätte sich der Trupp nicht verteidigen können. Äußerst vorsichtig wurde der Weg fortgesetzt, jede Möglichkeit einer Deckung voll ausgenutzt.

Ein Ruf in russischer Sprache weiter vorn ließ die Landsers erstarren und in Deckung gehen. Vorsichtig lugte Schaub durch die Äste eines dünnen Strauches, hinter dem er Deckung gefunden hatte. Zu sehen war nichts. Er konnte nur hören, wie sich einige Russen zwanglos unterhielten und sorglos ab und zu lachten. Es mußte sich um einen Vorpostenstand handeln, der vor einem Unterschlupf lag.

Der Feldwebel stellte den Standort fest und gab das Zeichen für den Rückmarsch. Der Spähtrupp erreichte die Kompanie ohne weitere Zwischenfälle.

»Mann, Schaub, Sie haben mir vielleicht Sorgen bereitet«, rief Menk erleichtert und ließ sich berichten. Der Kommandeur hörte schweigend zu.

Nach eingehender Beratung wurde beschlossen, bis zum

Sumpfgürtel vorzuziehen und dort über Nacht zu bleiben. Im ersten Licht des neuen Tages sollte versucht werden, in das Lager einzudringen.

»Es geht natürlich das ganze Vorhaben baden, wenn die Bande in der Nacht das Lager verläßt und auf uns stößt«. Major Kaluschke wiegte den Kopf zweifelnd hin und her. »Aber eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Hoffen wir, daß die Iwans müde sind und diese Nacht ruhig schlafen wollen.«

»Etwas Glück muß der Mensch schon haben, Herr Major«, bemerkte Schaub. »Hoffen wir, daß wir diese glücklichen Menschen sind,«

Die Kompanie brach auf und marschierte durch den Wald. Menk hegte die Befürchtung, daß einer der Nahaufklärer auftauchen und die Russen warnen könnte. Ab und zu war Flugmotorenlärm zu hören, aber die Maschinen entdeckten nichts und flogen schließlich für diesen Tag zu ihrem Flugplatz.

Etwa einen Kilometer vor der von Schaub bezeichneten Stelle igelte sich die Kompanie ein, um den Morgen zu erwarten. So geräuschlos wie möglich suchte sich jeder eine Deckung. Die eingeteilten Posten zogen auf. Die Nacht verlief ruhig.

Im ersten Tageslicht war alles auf den Beinen. Gefechtsmäßig ging es bis zu der Stelle, die der Spähtrupp am Vortag erreicht hatte. Dort schlug ihnen auch das erste MG-Feuer entgegen. Der Beschuß kam aus einigen ausgebauten Stellungen, die auf trockenen »Inseln« im Sumpfgürtel errichtet worden waren. Als sich der I. Zug zum Angriff formierte, wurden die Stellungen vom Feind geräumt.

Das Gelände voraus war unbekannt, und drei Spähtrupps wurden fortgeschickt, um einen gangbaren Weg durch den Morast zu finden. Nach kurzer Pause ging es weiter, teilweise bis zu den Knien im kalten Sumpf. Als die Landser wieder trockenen Grund unter die Füße bekamen, wurden sie durch

wütendes Abwehrfeuer in Deckung gezwungen. Sie lagen etwa 150 Meter vor dem Verteidigungsring der Partisanenbande. Die Kampfstände waren gut angelegt. Der Vormarsch war zum Stillstand gekommen. Major Kaluschke erschien an der Spitze. Ungehalten wandte er sich an den Kompaniechef.

»Herr Menk, was ist los? – Kommen Sie denn nicht weiter?«

»Nein, Herr Major! Der Gegner sitzt in guten Stellungen.«

Kaluschke zerquetschte einen Fluch zwischen den Zähnen und blickte vorsichtig nach vorn. Er zog den Kopf ein, als eine MG-Garbe in den Baumstamm prasselte, hinter dem er zusammen mit Menk lag. »Verfluchte Saubande!« schimpfte er.

»Ich werde einige Trupps losschicken, die den Gegner in den Stellungen ausräuchern«,^{*} erklärte Menk nach wenigen Minuten und rief Schaub zu sich.

Major Kaluschke hatte anscheinend nichts einzuwenden. Er versuchte, die Stellungen des Feindes auszumachen.

»Feldwebel Schaub«, sagte Menk zum Kompanietruppführer, »jeder Zug setzt einen Trupp auf die Kampfstände an. Während die Kompanie Feuerschutz gibt, arbeiten sich die Trupps an die Kampfstände heran und erledigen sie mit Handgranaten. Beginn in zehn Minuten.«

Schaub verschwand und machte sich an die Erfüllung des Auftrages. Als die Kompanie nach zehn Minuten den Feind mit einem Feuerhagel aus allen Waffen in Deckung zwang, gingen die Trupps die Stellungen an. Die Besatzungen schienen die drohende Gefahr noch nicht zu bemerken. Sie warteten bestimmt auf einen Sturm Lauf von vorn.

Kaluschke beobachtete das Vorgehen und war zufrieden. Es schien alles zu klappen. Der Feind erwiderte das Feuer und kümmerte sich wenig um die Umgebung und was dort vor sich ging. Die von den Seiten anschleichenden Kampftrupps entgingen seiner Beobachtung. Fast gleichzeitig erreichten die

^{*} militärischer Ausdruck

Trupps die zugewiesenen Ziele. Auf Wurfweite herangekommen, flogen Handgranaten durch die Luft. Dumpfe Explosionen brüllten auf, und dunkler Rauch machte sich breit. Erst jetzt erkannte der Feind die Gefahr und versuchte, die Kampftrupps abzuwehren. Aber dazu war es schon zu spät, sie waren schon auf Nahkampfweite herangekommen.

Im Nahkampf wurde die Verteidigung aufgebrochen, Kampfstand um Kampfstand außer Gefecht gesetzt. Die nachstoßenden Züge besorgten den Rest. Nach kurzem Kampf waren die Stellungen erobert. Es schienen aber nur Partisanen einer Nachhut gewesen zu sein, von denen keiner den Angriff überlebte.

Obwohl die Kompanie ohne Aufenthalt sofort nachstieß, konnte die Hauptmacht der »Waldbrüder« entkommen. Sie hatten das Lager fluchtartig verlassen und waren in den Wäldern verschwunden. Alle Anstrengungen, Feindkontakt herzustellen, schlugen fehl. Auch die suchenden Aufklärungsflugzeuge konnten keine Spur des Gegners entdecken. Der große Wald hatte sie verschluckt.

»Nun haben wir uns umsonst so gequält. Es ist zum Verrücktwerden. Da denkt man, man hat die Bande im Sack, und schon schlüpft sie durch ein Loch hinaus.«

Major Kaluschke war unzufrieden. Er wußte, daß die Zerstörung eines Lagers nichts zu bedeuten hatte. Die geflüchtete Bande würde an einem anderen Ort untertauchen und die Unternehmungen gegen die deutschen Truppen fortsetzen. Im Partisanenkampf zählte einzig und allein die Vernichtung einer gesamten Gruppe samt den Führern, alles andere war ohne große Bedeutung. Gelang es nicht, der Führer habhaft zu werden, so bauten diese in kurzer Zeit woanders eine neue Organisation auf und kämpften weiter.

»Marschieren wir zurück und versuchen es an einem anderen Tag«, befahl der Major schließlich.

Der Rückmarsch zur Rollbahn nahm mehrere Stunden in

Anspruch. Sie wurde erst spät am Nachmittag erreicht. Der Verpflegungswagen war zu dieser Zeit schon lange umgekehrt, und so gab es an diesem Tag nichts zu essen. Mit Zustimmung des Kommandeurs beschloß Menk, an diesem Punkt die Nacht zu verbringen und am Morgen dann den Heimweg anzutreten. Kurz vor Abend konnte Verbindung mit der 6. Kompanie hergestellt werden. Sie bekam den Befehl, ebenfalls am nächsten Tag zurückzukehren. Die Kompanie hatte keine Feindberührung gehabt.

*

Zu diesem Zeitpunkt lag die Verteidigung der Halbinsel Krim im Verantwortungsbereich der deutschen 7. Armee. Die zur Verfügung stehenden Kräfte waren nicht sehr zahlreich, lediglich zwei deutsche und vier rumänische Divisionen. Über die Absichten des Feindes konnten nur Vermutungen angestellt werden. Eine gründliche Aufklärung war wegen des Mangels an geeigneten Mitteln nicht möglich.

Die Luftwaffe war nur schwach vertreten, und besonders machte sich der Mangel an Aufklärungsflugzeugen bemerkbar. Die meiste Zeit stand für die gesamte Krim nur ein einziger Aufklärer zur Verfügung. Eine Luftaufklärung der Halbinsel Taman, wo offensichtlich die Vorbereitungen für eine feindliche Landung auf Hochtouren liefen, konnte nicht in Betracht gezogen werden. Über beabsichtigte Landungsstellen konnten nur Vermutungen angestellt werden.

Die 98. Infanteriedivision sicherte den Abschnitt von Kap Tarkhan im Norden von Kertsch bis südlich von Eltigen. Ohne Ausnahme hatten die einzelnen Kompanien nur noch eine Stärke von 40 bis 50 Soldaten, also unter 50 Prozent der Sollstärke. Eine mehr als dürftige Kampfkraft.

19. Oktober 1943. Die Nacht ist dunkel und windstill. Das Schwarze Meer liegt vor den Soldaten, die am Strand Streife

laufen.

Mißmutig wandern die Posten weiter. Als sie mit der Nachbarstreife zusammentreffen, wechseln sie einige Worte und machen kehrt. Es war eben immer dasselbe.

»Du, was ist denn das?«

»Was meinst du?«

»Da – auf dem Wasser!« Der eine Posten hatte seinen Kameraden am Arm gepackt und deutete mit der anderen Hand auf das dunkle Wasser, wo sich weiße Streifen abzeichneten. Gleichzeitig klang der Lärm von anspringenden Sturmbootmotoren herüber.

»Mensch, da kommen ja Motorboote auf uns zu. Das können doch nur Russen sein!« Der Posten zerrte das Gewehr von der Schulter und lud durch.

»Los, wir müssen Alarm geben!«

Sie feuerten mehrere Schüsse auf die heranpreschenden Boote, machten auf dem Absatz kehrt und rannten zum Gefechtsstand der Kompanie zurück.

»Was ist los?« Leutnant Thau, Chef der Kompanie, sauste von seiner Pritsche hoch und startete die Eindringlinge im trüben Licht einer brennenden Kerze an. Auch Feldwebel Roß richtete sich auf. Offenbar hatten sie die Schüsse nicht gehört.

»Die Russen kommen, Herr Leutnant«, meldete der Streifenführer und rang nach Luft.

»Seid ihr denn besoffen? – Das gibt es doch nicht!«

»Wirklich, Herr Leutnant! – Da unten am Strand landen Motorboote, die überraschend in der Dunkelheit über das Wasser kamen.«

»Das muß ich selber sehen. Alarmieren Sie die Kompanie, Roß, und rufen Sie das Bataillon an! Ich bin gleich wieder da.«

Leutnant Thau brauchte nicht selbst nachzusehen. Das Geknatter von Gewehrschüssen und das Hämmern der Maschinengewehre bestätigten die Meldung. Leuchtkugeln in allen Farben zischten in den nachtdunklen Himmel und warfen

flackerndes Licht auf die Umgebung. Das Telefon klingelte, und Roß nahm den Hörer ab. Wortlos gab er ihn an den Leutnant weiter. Es war der Bataillonskommandeur, und er befahl, sofort alle Stellungen zu besetzen und den Feind an der Ausdehnung der Landestelle zu hindern.

»Der hat gut reden! – Schicken Sie alle verfügbaren Männer in die Alarmstellungen. Erst einmal halten, bis wir einen genauen Überblick haben. Befehle für weitere Maßnahmen oder einen Gegenstoß kommen später. Es weiß noch niemand richtig, was los ist. – Nach der Alarmierung bleiben Sie am Telefon.«

Feldwebel Roß brauchte die Männer nicht zu wecken. Der anschwellende Kampfärm hatte auch den schwerfälligsten vom Schlaflager gerissen. Unter Führung der Gruppenführer besetzten sie die vorbereiteten Alarmstellungen. Danach kehrte Roß zum Gefechtsstand zurück, und übernahm seinen Posten. Leutnant Thau setzte den Stahlhelm auf, machte seine Waffe fertig und verließ den Raum.

»Ich bin draußen bei der Kompanie«, rief er durch die Tür zurück, und war gleich darauf zwischen den Häusern verschwunden.

Vorsichtig bewegte sich der Leutnant dem Landeplatz zu. Der Kampfärm und die aufsteigenden Leuchtkugeln wiesen den Weg. Der Feind war außerhalb des Ortes gelandet. Am Ortsrand stieß Thau auf den Zugführer des II. Zuges, der einige Meter vor den Häusern in einer befestigten Stellung lag. Thau rutschte in das Loch zu Feldwebel Weller.

»Na, Weller, wie ist die Lage?«

»Bescheiden schön, Herr Leutnant«, antwortete dieser und schoß eine Leuchtkugel hoch. In ihrem Licht waren Gestalten zu erkennen, die von Booten an den Strand sprangen. Sofort wurden sie unter Feuer genommen.

»Wie viele werden es sein?«

»Bis jetzt schätze ich die Anzahl auf zwei Kompanien, die

bereits an Land sind. Es landen aber immer mehr Boote.«

Als am Morgen Gegenmaßnahmen getroffen werden sollten, war bereits eine ganze Schützendivision des Feindes gelandet. Die deutschen Kräfte konnten eine Ausweitung des Brückenkopfes vorerst nicht verhindern. Trotz großer Anstrengungen konnte der Feind nicht vertrieben werden. Die deutschen Einheiten waren viel zu schwach dazu.

»Es ist doch einfach nichts zu machen. Die Iwans haben sich so fest eingenistet, daß wir mit den vorhandenen Kräften nichts ausrichten können. Wir sind nicht in der Lage, sie ins Wasser zu schieben.« Thau blickte mißmutig über den Grabenrand auf die Stellungen des Gegners.

Der Feind hatte auf der Halbinsel Krim Fuß gefaßt und konnte – obwohl er in der nachfolgenden Zeit hohe Verluste hinnehmen mußte – nicht mehr verdrängt werden.

*

Am Nachmittag machte der Waffenmeister einen friedensmäßigen Appell und zog dabei die dazugehörige Schau ab. Seiner Meinung nach waren die Landser alle Saboteure und Furchendackel, die nichts anderes im Sinn hatten, als ihre Waffen systematisch unbrauchbar zu machen. Das Staubkörnchen im Gewehrlauf war in seinen Augen fast ein Misthaufen, der unweigerlich die Zerstörung der Waffe herbeiführen mußte.

Die Landser kannten diese Sprüche zur Genüge und machten sich nichts aus der Schimpferei. Gegen Ende des Waffenappells begannen sich die Ereignisse zu überstürzen. Es erfolgte ein scharfer Alarm. Die gesamte Ausrüstung wurde verpackt und in der Dunkelheit des Abends mit großer Marschsicherung abmarschiert.

Um Mitternacht wurde ein kleines Nest erreicht, wo eine Lokomotive mit einigen Güterwaggonen bereitstand. Die Nacht

wurde im Zug verbracht, und erst am Morgen setzte sich die Wagenschlange in Bewegung. Es ging nach Westen, und nach einigen Stunden Fahrt nach Süden.

»Wo fahren wir überhaupt hin, Herr Oberleutnant?«

»Ich weiß es auch noch nicht genau, Schaub. Ich weiß nur, daß die Russen auf der Krim gelandet sind, große Anstrengungen zur Rückeroberung der Ukraine machen und ein Durchbruch droht.«

»Das ist ja schon eine ganze Menge. Wird das ganze Regiment verlegt?«

»Das ganze Regiment ist in Bewegung. Sie fragen wahrscheinlich wegen Ihrem Freund Grabert?«

»So ist es! Ich wundere mich, was er so macht.«

»Der bleibt vorläufig weiter beim Regimentsstab. Ich habe schon mehrmals versucht, ihn herzubekommen, bisher ohne Erfolg. Ich bin ja leider der einzige Offizier in der Kompanie, und an Unteroffizieren hapert es auch. Wir könnten ihn mit seiner Erfahrung als Pionier ganz gut gebrauchen. Vielleicht klappt es doch noch eines Tages.«

Einen Tag später wurde aus- und auf bereitstehende Lastwagen umgeladen. Nach einer Fahrt von fast 40 Kilometern nahm ein notdürftiges Quartier die Männer auf. Bei strömendem Regen ging es schon am folgenden Tag zu Fuß weiter in den zugewiesenen Verteidigungsraum. Den ganzen Tag über wurde geschanzt. Mittags gab es eine längere Pause. An Feuern versuchten die Männer ihre durchnässten Uniformstücke zu trocknen. Die Stimmung war auf den Nullpunkt gesunken. Wegen belangloser Dinge gerieten sich manche in die Haare, und Menk hatte große Mühe, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Alles murrte und fluchte.

Den ganzen Tag über war es ruhig gewesen, aber um Mitternacht war weiter vorn Kampfplärm zu hören, und die Artillerie trommelte auf der dort verlaufenden, dünn besetzten Front herum. Erst gegen Morgen verebbte der Lärm.

Der große Wunsch der Landser ging nicht in Erfüllung. Der triste, graue Morgen brachte noch mehr Regen. Es schüttete wie aus Kübeln, und in den Löchern stieg das Wasser unaufhaltsam. Trotzdem mußte weitergeschanzt werden. Mühselig wurde das vom Wasser durchweichte Erdreich abgestützt. Ein kleines, etwas zurückliegendes Wäldchen wurde dafür abgeholzt, um Material für den Stellungsbau zu gewinnen. Am Abend war es geschafft und der Abschnitt einigermaßen verteidigungsbereit gemacht. Der Regen hörte auf, Verpflegung, Decken und Post kamen in die Stellung. Die Stimmung wurde schlagartig besser.

Blutrot ging am nächsten Morgen die Sonne auf und wärmte, trotz der fortgeschrittenen Jahreszeit die ausgekühlten Leiber der Soldaten.

»Fliegeralarm!«

Gepanzerte Schlachtflugzeuge kamen im Tiefstflug heran. Aus der noch tiefstehenden Sonne heraus stürzten sie sich auf die Stellungen. Bordwaffen hämmerten, die Einschläge warfen Dreck in die Luft. Ohne die Möglichkeit einer Gegenwehr mußten die Männer die Hölle des Tieffliegerangriffs über sich ergehen lassen. Mit den vorhandenen Infanteriewaffen war gegen die Panzerung der russischen »Schlächter« (Il 2) nichts auszurichten. Als sie endlich verschwanden, lagen sieben Tote und neun Schwerverletzte in den Löchern.

»Das hat uns gerade noch gefehlt! – Kümmern Sie sich um die Verwundeten, Schaub! Ich werde mich im Kompaniebereich umsehen. Lassen Sie die Verwundeten zu dem abgeholzten Wäldchen bringen. Da vorn geht es jetzt ebenfalls los!« Menk deutete in Richtung Front, wo schlagartig das Trommelfeuer der feindlichen Artillerie einsetzte.

Der Lärm steigerte sich von Sekunde zu Sekunde. Es schien dort vorn schwer rundzugehen. Nach einer guten Stunde waren die Schlachtfieger wieder da und beaasten die Stellungen erneut.

Wieder gab es Verluste. Nach den »Schlächtern« heulten Granaten der weitreichenden Artillerie heran und pflügten den Boden um. Auch die Nachbarabschnitte wurden mit Granatfeuer belegt. Der ganze Verteidigungsabschnitt war in Rauch gehüllt, und die Luft erzitterte unter den Einschlägen der explodierenden Geschosse.

»Das ist ja ein schöner Segen, Herr Oberleutnant«, brüllte Feldwebel Schaub.

Oberleutnant Menk antwortete nicht mehr. Ein Granatsplitter war unter dem Helmrand in seinen Kopf eingedrungen. Fassungslos starrte Schaub auf das kleine, blutige Rinnsal und in die toten Augen des Chefs. Ehe er sich von diesem Schock erholt hatte, waren die Russen da.

Unbemerkt war der Feind im Schutz des Artilleriefeuers herangekommen, nachdem er vorn einen Durchbruch erzielt hatte. Erst als einige Hilfe heischende Leuchtkugeln aufstiegen, merkte das Gros der Verteidiger, was überhaupt gespielt wurde.

Die Überraschung war vollkommen. Ehe sich eine Abwehr formieren konnte, waren die Stellungen zerschlagen, der Zusammenhang verloren, und in der Verteidigung klafften große Lücken. Eine Flut von Rotarmisten brandete heran. Das aufflackernde Abwehrfeuer der Verteidiger erzielte keine Wirkung. Überall tauchten die feindlichen Schützen auf und kamen schnell näher.

»Los, zurück!« rief Feldwebel Schaub den Männern zu, die in seiner Nähe lagen. Er sprang auf, rannte einige Schritte zurück, warf sich in Deckung, schoß und sprang wieder auf. »Zusammenbleiben, Leute, nicht absprengen lassen!«

Er hatte flüchtig gesehen, wie einige Männer den Kopf verloren und wild durch das Getümmel sprangen. Nur wenn der Zusammenhang nicht verloren ging, konnte es ein Entrinnen aus diesem Durcheinander geben. Abgedrängt zu werden war gleichbedeutend mit Untergang. Das schienen die Landser jetzt

auch erkannt zu haben, denn sie scharten sich dichter um den Feldwebel, der nun ihr Führer war.

Den ganzen Tag dauerte das »Katz- und Mausspiel« an. Niemand wußte etwas über die tatsächliche Lage. Hauptsache war, nicht vom Feind erwischt zu werden. Dieser hatte den Durchbruch bedeutend erweitert und trieb die versprengten Deutschen vor sich her.

Auf der Flucht stießen einige Soldaten anderer Einheiten zu Schaub's Haufen. Wer schwer verwundet wurde und selbst nicht mehr mitkam, mußte zurückbleiben. Das war hart, aber nicht zu umgehen. Erstes Gebot in dieser Lage war es, so viele Männer wie möglich zu retten. Der Feldwebel atmete erleichtert auf, als die Dunkelheit hereinbrach und der Feind die Verfolgung einstellte.

»Anscheinend haben wir es geschafft – vorerst.« Schaub hatte seinen zusammengeschmolzenen Haufen in einer kleinen Bodensenke versammelt. Alle hatten eine Rast bitter nötig. Fast den ganzen Tag waren sie, von der Angst beflügelt, in Bewegung gewesen. Die Männer sanken müde zu Boden.

Der Feldwebel teilte Posten ein und legte sich ebenfalls auf die kalte Erde. Er war völlig fertig, und mit ihm auch die anderen. Eine halbe Stunde später erhob er sich und machte eine Bestandsaufnahme.

In der Senke lagen außer ihm noch drei Unteroffiziere und neunzehn Soldaten. Die gesamte Ausrüstung war verlorengegangen, nur die Waffen und eine geringe Menge an Munition hatten sie retten können. Einen ihm bekannten Unteroffizier der 6. Kompanie betraute Schaub mit der Sicherung des Rastplatzes. Kurze Zeit später hörte er, wie ein Posten die Parole forderte. Den anschließenden Wortwechsel konnte er nicht verstehen. Einige Versprengte waren auf den Rastplatz gestoßen, darunter auch Unteroffizier Grabert. Er traf Schaub, und ihre Freude war entsprechend.

Als die Nachtkälte in die Knochen drang, wurde der Marsch

fortgesetzt. In Reihe stolperten die Landser in der Dunkelheit weiter nach Westen. Hinter ihnen flackerte ab und zu Gewehrfeuer auf. Scheinbar handelte es sich um versprengte Gruppen, die, vom Feind überrannt, nun der Falle zu entkommen versuchten. Es würde wohl ein Versuch bleiben. Untergang oder Gefangennahme stand mit großer Sicherheit am Ende dieser verzweifelten Kämpfe. Der Gedanke an eine russische Gefangenschaft trieb die Soldaten aber vorwärts. Nur weg von hier und wieder Verbindung mit den eigenen Kräften bekommen.

Zwei Stunden nach Mitternacht wurde nochmals eine Rast eingelegt. Der Feldwebel beriet sich mit den Unteroffizieren.

»Wie sollen wir uns nun verhalten?«

»Wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben, als immer weiter zu marschieren, bis wir auf eigene Leute stoßen«, sagte Grabert. »Ich verstehe nicht, daß alles um uns herum so leer ist.«

»Das ist ganz einfach«, antwortete Schaub. »Die Front war ziemlich dünn besetzt, und dahinter war eben nichts. Uns hat man schnell dahinter eingesetzt, in der Hoffnung, diesen Mangel zu beheben. Das ist in die Hose gegangen, wie wir alle jetzt wissen. Es ist eben nichts da, und einem nackten Mann kann man nicht in die Tasche fassen.«

»Verfluchter Mist!«

»Es bleibt nur die Möglichkeit, so weit wie möglich wegzukommen. Der Feind stößt bei Tagesbeginn bestimmt weiter nach Westen vor, und irgendwann müssen wir ja auf unsere Kameraden stoßen«, meinte Grabert.

Eineinhalb Stunden später wurden sie von den Vorposten einer Alarmeinheit angerufen. Diese waren von hinten herangebracht worden, hatten eine Auffangstellung errichtet und warteten auf den Feind. Etwa zwei Kilometer dahinter befand sich ein kleines Dorf, in dem der Troß des Bataillons untergebracht war. Dort meldete sich der Feldwebel mit den

Männern. Sie bekamen eine gute und warme Mahlzeit. Nach dem Essen sanken sie in einen tiefen Schlaf.

Die während des Tages aufflackernden Kämpfe störten sie wenig. Der Feind trat kurz, und so wurden sie noch nicht benötigt. Offensichtlich hatte sich der Gegner beim Durchbruch und dem anschließenden Nachstoßen verausgabt und mußte erst neue Kräfte und Nachschub heranholen.

Diese Atempause tat auch den Deutschen gut. Es trafen immer mehr Versprengte ein. Mancher schon abgeschriebene Kamerad tauchte wieder auf und wurde von den Freunden lautstark begrüßt.

In den folgenden Tagen gab es überall kleine Kämpfe. Das waren aber nur die üblichen Scharmützel, ein gegenseitiges Abtasten.

Weiter südlich allerdings verstärkte sich der Druck des Feindes, und alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß dort der Versuch unternommen wurde, Kiew anzugreifen und zu erobern.

Major Kaluschke, der dem Desaster ebenfalls entkommen war, stellte die Kompanien seines Bataillons neu zusammen. Sie waren bedeutend kleiner geworden. Schaub und Grabert blieben zusammen.

*

In der ersten Novemberhälfte ging es weiter nach Süden, bis nach Tscherkassy. Dort wurden am Dnjepr vorbereitete Stellungen bezogen. Einige Tage später brach der Feind nördlich von Kiew durch und machte Anstalten, den Nordflügel der Armeegruppe Süd abzusprengen und einzukesseln. Er konnte fast einhundert Kilometer vordringen, den Eisenbahnknotenpunkt Fastow erobern, Shitomir bedrängen und Korosten einschließen.

Ein sofort eingeleiteter Gegenstoß konnte die Gefahr bei

Shitomir bannen, scheiterte aber bei Fastow und Korosten. Die IV. Panzerarmee mußte nach Norden Front machen, um den Feind am weiteren Vordringen zu hindern. Die westliche Flanke war dadurch vollkommen entblößt und konnte so schnell nicht gesichert werden. Glücklicherweise konnte der Feind diesen Vorteil nicht nutzen, denn er war am Ende seiner Kräfte. Die eilige Bereitstellung von neuen Angriffstruppen nördlich von Shitomir ließ keinen Zweifel daran aufkommen, daß der Gegner so bald wie möglich einen neuen Stoß führen und damit die gesamte Heeresgruppe in Bedrängnis bringen würde.

Um dieser Gefahr zu begegnen, wurden die 1. SS-Panzerdivision sowie die 1. und die 7. Panzerdivision bereitgestellt. Das Gelände wurde sorgfältig erkundet, Brücken waren verstärkt und die Partisanen vertrieben worden.

Bei Tageslicht rollten die Panzer in umgekehrter Richtung durch Shitomir und erweckten so den Eindruck, als wären sie zu einer anderen Stelle der Front unterwegs. Bei Einbruch der Dunkelheit änderten die Kolonnen die Marschrichtung und besetzten die erkundeten Bereitstellungsräume. Um 6 Uhr des 4. Dezember standen die drei Divisionen nördlich von Shitomir an der Rollbahn nach Korosten bereit.

Um den Feind vollends zu verwirren, griff am gleichen Morgen eine Infanteriedivision mit Artillerieunterstützung an. Der Russe fiel darauf herein, brachte seine Reserven vor und begann einen Gegenstoß. Dieser kam aber nur wenige hundert Meter voran. Rund 300 Raketenwerfer nagelten die feindlichen Kräfte fest. Der Zeitpunkt zum Einsatz der bereitgestellten Panzerkräfte war gekommen.

Zusammen mit zwei Infanteriedivisionen stießen die Panzer in die nördliche Flanke des Gegners. Dieser war so überrascht, daß er kaum Widerstand leistete. Der leichte Frost ermöglichte es den Kampfwagen, das Gelände voll auszunutzen. Die vorhandenen feindlichen Minenfelder wurden umgangen.

Nach einigen Stunden stießen die Panzerspitzen in die Stellungen der russischen Artillerie, überrollten die Batterien und zerstörten die Geschütze. Alles lief genau nach Zeitplan.

Am Ende des ersten Angriffstages waren die Panzerkeile rund 30 Kilometer in den Feind hineingestoßen, hatten seine gesamte Artillerie in diesem Abschnitt vernichtet und zahlreiche Gefangene gemacht. Die in Korosten eingeschlossenen Verbände konnten ausbrechen.

Der Stoß wurde am nächsten Tag fortgesetzt. Dichter Nebel behinderte die Aktionen, und im Lauf des Vormittags mußte die 5. SS-Panzerdivision »Wiking« den Kampf abbrechen, weil die Versorgung zusammengebrochen, Kraftstoff und Munition aufgebraucht waren. Die anderen Verbände drangen weitere 18 Kilometer vor.

Erst am dritten Tag machte sich feindlicher Widerstand bemerkbar. Die wenigen Panzer- und Schützeneinheiten des Feindes konnten den Angriff jedoch nicht bremsen. Sie wurden zusammengeschossen und gingen im Ansturm unter. Die schnell errichtete Auffangstellung stellte kein nennenswertes Hindernis dar. Nachdem die dort eingesetzten Panzer in Brand geschossen waren, suchten die Rotarmisten ihr Heil in der Flucht.

Am vierten Tag machte der Feind wütende Gegenangriffe und brachte den Vormarsch ins Stocken. An einigen Stellen mußten die deutschen Angreifer sogar gewonnenen Boden preisgeben. Im allgemeinen aber konnten die Geländegewinne behauptet werden.

Unter diesen Umständen war an ein weiteres Vordringen nicht mehr zu denken, und es wurde beschlossen, alle verfügbaren Kräfte am nächsten Tag dafür einzusetzen, die fünf feindlichen Brückenköpfe am Teterew zu vernichten. Zangenbewegungen der rund 200 Panzer drückten die Brückenköpfe nach und nach zusammen. Kurz vor Mittag war der letzte beseitigt. Alle Brücken wurden gesprengt und die

Reste der feindlichen Kräfte zusammengetrieben. Am Abend war das westliche Ufer des Flusses feindfrei und das am Vortage verlorene Gelände wieder in deutscher Hand.

Noch einmal war eine Katastrophe verhindert worden. Leichter Optimismus breitete sich aus, wenn auch der Frontbogen am Dnjepr, der sogenannte »Sack von Tscherkassy« zur Besorgnis Anlaß gab. Generalfeldmarschall von Manstein versuchte immer wieder, eine Zurücknahme der Front und damit eine Begradigung zu erreichen, aber vergebens. Die Zurücknahme und Aufgabe des Dnjepr-Bogens hätte die Front verkürzt, zu Einsparungen von Kräften geführt und die Lage stabilisiert.

Diese Absage aus dem Führerhauptquartier sollte sich später bitter rächen.

*

»Das ist vielleicht ein Dreckwetter!« Feldwebel Schaub stampfte mit den Beinen auf den Boden, um den Dreck von seinen Stiefeln zu entfernen, im Keller des zerstörten Hauses, in dem das Quartier lag, war es trocken und einigermaßen sicher.

»Gestern Schneetreiben, heute Regen, das muß ja einen Dreck geben. Wir haben es noch gut, aber die Kumpels draußen sind schlecht dran, und das einen Tag vor Weihnachten!« sagte einer der Männer und steckte sich eine Zigarette an.

»Seit ›Zitadelle‹ haben wir ja ganz schön Federn lassen müssen«, murmelte Grabert. »Charkow und Kiew verloren, die Krim hält sich noch mit Hängen und Würgen, und unsere Lage ist auch nicht besonders. Wenn der Russe hinter uns zumacht, dann sitzen wir verdammt in der Klemme.«

Der Feldwebel stellte sich an den eisernen Ofen und wärmte die Hände. Er zog es vor, nicht zu antworten. Der Kamerad

hatte den Nagel voll auf den Kopf getroffen, das konnte er aber nicht zugeben. Alle wußten, wie schlecht die Aktien standen, und sie machten sich Sorgen über die Lage. Schaub hätte diese gerne zerstreut, aber dann hätte er lügen müssen. Lügen zerstörten jedoch das Vertrauen, und das wollte er auf keinen Fall verlieren.

»Mensch, Richard, träumst du etwa?« Grabert war Gruppenführer in Schaub's Zug und lag mit seiner Gruppe im Nebenhaus. Er war erst vorhin hereingekommen.

»Vielleicht, Rudi. – Wie ist die Stimmung bei dir?«

»Bescheiden!«

»Kein Wunder, in dieser friedlichen Jahreszeit. – ich werde zur Kompanie gehen und nachsehen, was für morgen geplant ist. Du übernimmst so lange das Kommando hier. Auf jeden Fall feiern wir Heiligabend mit dem ganzen Zug hier im Keller. Wenn wir uns zusammendrängen, geht das schon.«

»Das geht bestimmt, Richard. – Bring vom Troß eine Kiste Schnaps mit!«

»Wenn's nach mir ginge, einen ganzen Waggon.«

Schaub zog seinen Mantel an, setzte die Hurratüte (Stahlhelm) auf, hängte die MPi (Maschinenpistole) über die Schulter und verließ den Kellerraum. Alles war wie ausgestorben, leer und tot. Es schien, als ob die Faust des Krieges alles weggefeigt hätte.

Der Aufenthalt bei der Kompanie zog sich etwas in die Länge, und es war bereits dunkel, als sich der Feldwebel auf den Rückweg machte. Die vom Spieß angebotene Begleitung lehnte er ab, es waren ja nur fünf Minuten zu gehen.

Mit hochgeschlagenem Kragen und eingezogenem Kopf stapfte Schaub durch die Dunkelheit, dem Quartier zu. Die Hände hatte er tief in den Manteltaschen vergraben, denn es pffte ein kalter Wind. Das Geräusch seiner genagelten Stiefel hallte scharf durch die Stille. Erst im letzten Moment sah er den dunklen Schatten, der aus einer höhergelegenen

Fensteröffnung auf ihn herabsprang.

Blitzschnell ließ er sich auf die Seite fallen, hörte, wie ein Messer neben ihn auf das Pflaster stieß. Durch die schnelle Reaktion hatte ihn der Angreifer damit verfehlt. Ehe der Feldwebel seine Waffe gebrauchen konnte, war der Unbekannte auf der anderen Straßenseite verschwunden.

»Jetzt fängt das hier auch schon an«, fluchte Schaub, entsicherte Seine Maschinenpistole und lief schnell weiter. Außer Atem erreichte er die Unterkunft und gab sich zu erkennen. Der Posten sah ihn Verwundert an.

«Sie sind ja ganz außer Puste, Herr Feldwebel!«

»Paßt mir ja gut auf, ich bin gerade überfallen worden. – Laßt euch nicht überraschen!«

»Wir schießen auf alles, was sich nähert, ohne die Parole zu geben. Unteroffizier Grabert hat uns das besonders eingeschärft,«

»Das ist gut. Ich glaube allerdings, es war nur ein Einzelgänger, der eine günstige Gelegenheit wahrnehmen wollte. War auch etwas leichtsinnig von mir.«

Der 24. Dezember war ein mieser Tag. Tief hängende Wolken zogen über das verwüstete Land. Schneematsch machte jede Bewegung außerhalb der Unterkunft zur Qual, und die feuchte Kälte drang durch bis auf die Knochen. Brennholz gab es genügend, und so war es wenigstens in den Unterkünften warm.

Die Männer hatten gut vorgesorgt und einen großen Stapel Brennholz beschafft. Die umliegenden Ruinen lieferten genug davon. Weihnachtlich, war es überhaupt nicht, alles grau in grau. Es wurden keine Geschenktische aufgestellt, es gab keinen Weihnachtsbaum, keinen Apfel, keine Nuß. Hindenburglichter (Kerzen) gab es dagegen genügend, und so konnten die Landser wenigstens auf sanftes Kerzenlicht hoffen. Der Gefreite Zielke hatte etwas in der Umgebung herumgestöbert und dabei ein kleines Bäumchen gefunden. Ein

dünnere Stamm, ein paar dürre, kahle Äste. Irgendein kleiner Obstbaum, der die Zerstörung bisher überlebt hatte. Von der letzten Dauerbrotration hatten einige Männer etwas Silberfolie der Verpackung aufbewahrt, die mit einer Verbandsschere in schmale Streifen geschnitten wurde. Mit allerlei Hilfsmitteln wurde das Baumgerippe auf eine Kiste montiert, mit Hindenburglichtern und Silberfoliestreifen geschmückt.

»Sieht in dieser Öde ganz prima aus!« Zielke trat etwas zurück und begutachtete sein Werk.

»Bist ein Meister, Zielke, das muß ich zugeben«, lachte der Feldwebel.

Am späten Nachmittag schickte Schaub vier Männer zum Kompanietroß, um die Sonderrationen für den Zug abzuholen. Bis zum Abend nahm er diese Dinge unter seine Fittiche. Der Schütze Häusler hatte die zwei Säcke zu bewachen. Es hatte sich herumgesprochen, daß auch einige Flaschen Schnaps und Wein dabei waren.

Frohe Erwartung machte sich breit, die Landser schabten sogar die Bartstoppeln der letzten Tage ab. Dann war es soweit, und alles drängte sich in den Kellerraum. Es war etwas eng, aber trotzdem gemütlich. Das Kerzenlicht tauchte den Raum in ein mildes Licht. Ein langes Brett auf zwei Kisten war der Tisch. Rings herum hockte sich jeder hin, so gut es ging.

Während Grabert die Trinkbecher füllte, hielt Schaub eine kleine Ansprache. Viel sagte er nicht – was sollte er auch besonderes sagen? Die Gedanken weilten in diesen Minuten in der Heimat. Er war froh, daß die Sonderration diesen Tag aus dem eintönigen Alltag heraushob.

»Prost, Leute! – Hoffen wir, daß der Krieg bald zu Ende ist und wir gesund nach Hause kommen.«

Dann sangen sie mit rauher Stimme »Stille Nacht, heilige Nacht«. Die erste Strophe kannten noch alle, die zweite einige, und bei der dritten wurde es schwierig, sie summten nur noch mit.

Eine blechern klingende Mundharmonika brachte das Lied zu Ende. Einige Sekunden herrschte eine beklemmende Stille, dann betrat der Chef, zusammen mit dem Spieß, die Unterkunft. Der Hauptfeldwebel hatte einen kleinen Sack dabei, der freudige Erwartung auf die Gesichter zauberte. Er enthielt die sehnlichst erwartete Feldpost. Der Chef sagte ein paar passende Worte, spendierte eine Kiste Zigarren und ließ die Post verteilen. Nach einem Schluck aus Schaub's Feldbecher verließen sie den Zug, um auch die anderen zu besuchen. Ziemlich spät löste sich die Versammlung auf. Nur Grabert blieb noch etwas mit dem Freund zusammen.

»Meinst du, daß wir uns hier halten können, Richard?«

»Ich bin skeptisch, um ehrlich zu sein. Wenn die Front an dieser Stelle nicht bald zurückgenommen wird, macht der Iwan die Klappe hinter uns zu, und dann sitzen wir richtig im Sack. Er hat es ja schon bei Shitomir versucht, und er versucht es wieder. Sobald neue Bereitstellungen erfolgt sind, schlagen die Russen wieder los.«

»Das glaube ich auch!«

Silvester und Neujahr vergingen ohne große Ereignisse. Es gab noch einmal eine anständige Sonderration Schnaps und Rauchwaren. Nach Neujahr aber braute sich das Unheil zusammen.

*

Im Süden des Dnjepr-Bogens, bei Nikopol, stellten sich mächtige Feindkräfte bereit. Im Norden der Heeresgruppe Süd stieß der Feind bis auf 50 Kilometer nördlich von Uman vor. Die dringend benötigten Verstärkungen, die versprochen waren, kamen nicht heran. Damit waren die Zurücknahme des Südflügels der Heeresgruppe und die Aufgabe von Nikopol und der Halbinsel Krim sowie die Aufgabe des Frontbogens bei Tscherkassy unausweichlich geworden. Die dadurch

freiwerdenden Kräfte sollten den Nordflügel verstärken. Generalfeldmarschall von Manstein sprach bei Hitler vor und versuchte, dessen Genehmigung zu bekommen. Hitler lehnte jedoch kategorisch ab.

Ende Januar brandete die feindliche Flut gegen Kriwoi Rog und Nikopol im Süden. Nikopol ging verloren. Im Norden wurde das 30. Armeekorps vollkommen zerschlagen. Der fehlende Ersatz rächte sich bitter. So besaßen die beiden Panzerdivisionen des Armeekorps zu dieser Zeit nur noch fünf einsatzfähige Kampfwagen.

Die Kompanie, der Schaub angehörte, war in der ersten Januarhälfte zur Einsatzreserve, der sogenannten »Feuerwehr«, erklärt und stromaufwärts nach Kanew verlegt worden. Ende Januar brach der Feind in diesen Abschnitt ein. Der Stoß führte ihn bis in die Gegend von Swenigorodka. Zur gleichen Zeit hatte die Rote Armee südwestlich von Tscherkassy angegriffen und einen Durchbruch erzielt. Am 28. Januar 1944 reichten sich die beiden Feindspitzen die Hand. Der Sack von Tscherkassy war zu.

Im Kessel von Tscherkassy saßen das 11. Armeekorps, bestehend aus der 57., 72. und 389. Infanteriedivision, ohne Panzer, Sturmgeschütze und Panzerabwehrwaffen. Davon war nur die 72. ID als geschlossener Verband angriffsfähig. Die anderen beiden Divisionen, ausgenommen das 57. Infanterieregiment, waren für einen Angriff nicht zu gebrauchen.

Weiterhin saßen im Kessel: das 42. Armeekorps mit der 5. SS-Panzerdivision (PD) »Wiking«, der 88. und der 112. Infanteriedivision (ID). Zu den Korpstruppen gehörten 6 Batterien Sturmgeschütze und ein Bataillon leichter Artillerie. Die 88. ID war in den vorangegangenen Kämpfen schwer mitgenommen worden und besaß nur noch 5 Bataillone.

Von den eingeschlossenen Verbänden war die SS-PD »Wiking« die stärkste. Sie hatte 2 Regimenter Panzer-

grenadiere, ein Panzerregiment mit 90 einsatzfähigen Panzern, die belgische Freiwilligenbrigade »Wallonien« und ein Ersatzregiment mit rund 2.000 Soldaten. Alles in allem verfügte diese Division über fast 12.000 Soldaten.

Die taktische Lage zwischen 28. Januar und 16. Februar wurde durch die Ereignisse im Kessel selbst geprägt. Die Tage verliefen im einzelnen wie folgt:

28. Januar. Die letzten Verbindungen nach außen sind zerstört, die Einkesselung ist erreicht. Die Verbände sind in schwere Verteidigungskämpfe verwickelt. Der Schwerpunkt der Kämpfe liegt im Süden des Kessels, wo starke Feindkräfte angreifen.

Die Hauptsorge der Führung gilt der Verhinderung einer Kesselaufsplitterung, die das Ende des Kampfes bedeuten würde.

Feldwebel Schaub wird mit seinem Zug am westlichen Stadtrand von Kanew eingesetzt. Hauptaufgabe ist das Halten der Front. Er liegt mit seinen Männern in einem zerstörten Straßenzug. Davor noch einige Infanterieeinheiten.

Ohne Unterbrechung tobt vorn der Kampf. Der Feind befindet sich bereits in der Stadt und erkämpft Straßenzug um Straßenzug. Ab und zu orgeln Granaten der feindlichen Artillerie heran und zwingen die Männer immer wieder, sich an die Wände der Hausruinen zu drücken.

»Wer ist heute an der Reihe mit Essenholen?« Schaub blickt fragend in die Runde.

»Wir«, melden sich zwei Landser.

»Dann haut ab, es ist dunkel genug. Nehmt euch Zeit und seid vorsichtig. Lieber einmal mehr in Deckung gehen, als einmal zu wenig.«

Eine gute Viertelstunde später kommen die Essenholer zurück. Vom schnellen Laufen nach Luft ringend, berichten sie, daß die Feldküche mit Troß und allem, was dazu gehörte, verschwunden sei. Es wäre niemand mehr da.

»Das ist ja ein Ding!« Schaub blickt die Landser ungläubig an. »Fehlt nur noch, daß der Haufen vor uns auch abgehauen ist. Das könnte die Erklärung für das Nachlassen des Kampf lärms vor uns sein. – Und ich dachte, die würden zur Nachtruhe übergehen!«

»Dann könnten die Iwans ja jeden Augenblick hier sein«, sagte einer der Männer.

»Halt die Schnauze!« befiehlt Schaub unbeherrscht. »Nur die Ruhe behalten – vielleicht ist alles ein Irrtum. Trotzdem alles raus und aufpassen. Wiegand und Engel bleiben hier bei mir. Unteroffizier Grabert soll zu mir kommen!«

»Was ist, Richard?« Grabert ist in der Dunkelheit kaum zu erkennen.

»Du wirst gehört haben, was anliegt. Es ist möglich, daß wir ganz allein hier liegen und alles andere abgehauen ist.«

»Hauen wir doch ebenfalls ab!«

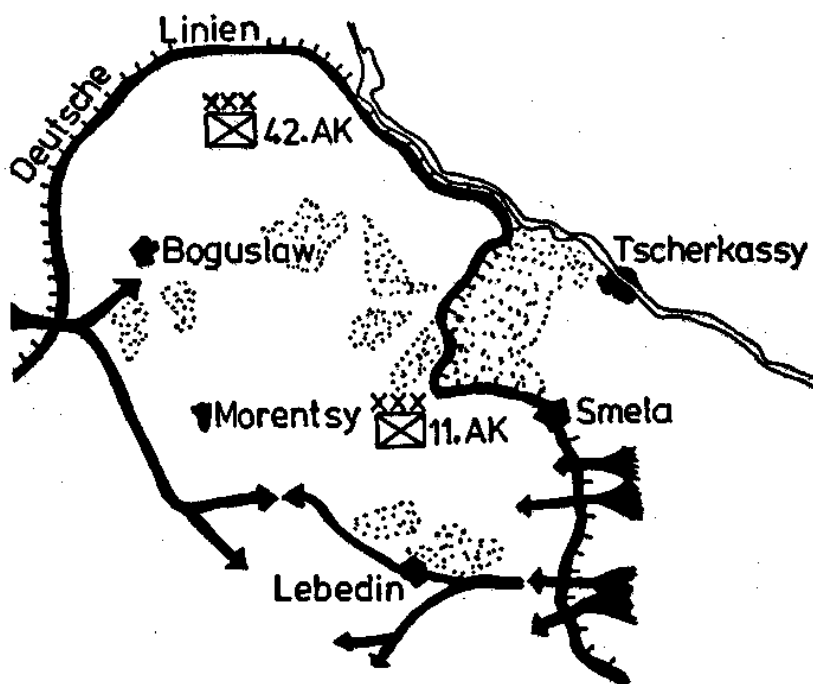
»Nein! – Erst will ich Gewißheit haben. Du bleibst hier und hältst die Stellung. Ich gehe mit Wiegand und Engel vor und sehe nach.«

Ohne ein weiteres Wort setzt sich Schaub in Bewegung, die beiden anderen folgen. Dicht an die zum Teil zerstörten Häuser gedrängt, schleichen sie vorsichtig vorwärts. Es ist still geworden. Nur in der Ferne ist Kampf lärm zu hören, irgendwo brennen ein paar Häuser und erhellen die tief hängenden Wolken. Trotz aller Vorsicht ist es nicht zu vermeiden, daß manchmal die Sohlennägel der Stiefel auf den Steinen ein Geräusch verursachen.

»Hier müßten doch die Infanteristen liegen«, sagt der Feldwebel nach geraumer Zeit zu sich selbst. Die Sache ist ihm nicht ganz geheuer.

»Stoj!« Wie ein Peitschenknall kommt der Anruf.

»Russen!« schreit Schaub und springt in eine Häuserruine. »Weg von der Straße!«



Die Einkesselung am 28.1.1944

Eine russische MPi bellt auf, Geschosse knallen auf das Pflaster und in die Häuserwände. Ein MG eröffnet das Feuer und streut die Straße ab, Gewehrfeuer kommt auf. Innerhalb weniger Sekunden ist eine wüste Knallerei im Gange.

Die drei Männer klettern durch ein Fenster, tasten sich durch einen leeren Raum, stoßen auf eine Tür und stehen auf einer parallel laufenden Straße. In schnellster Gangart laufen sie einige hundert Meter zurück, überqueren einen Hof und sind wieder auf der alten Straße, hinter einer Biegung. Das Streufeuer des Feindes kann sie hier nicht mehr erreichen.

»Mann, das war aber knapp!« sagte Wiegand mit zittriger Stimme.

»So etwas nennt man Glück«, entgegnet der Feldwebel. »Die Heinis sind also einfach abgehauen, ohne uns Bescheid zu geben. Wenn wir das nicht rechtzeitig festgestellt hätten, wäre am Morgen der Ofen aus gewesen. Die Iwans hätten uns kassiert.«

Kurze Zeit später treffen sie auf den zurückgebliebenen Zug.

Grabert hatte, als die Schießerei begann, Alarm gegeben und wollte gerade mit dem Zug vorgehen, um Hilfe zu leisten. Schaub berichtete in kurzen Sätzen, was er festgestellt hatte.

»Das ist ja ein dickes Ei!« kann Grabert nur sagen.

Schaub gibt den Befehl zum Absetzen. Die Männer nehmen ihre paar Habseligkeiten, und kurz danach stolpern sie hinter dem Feldwebel aus der Stadt. Nirgendwo sind deutsche Truppen festzustellen. Im Norden ist eine Schießerei im Gange, ziemlich weit entfernt.

Um jedes Risiko auszuschließen, führt Schaub den Zug in südwestlicher Richtung durch die Dunkelheit. Sie laufen die ganze Nacht hindurch, legen nur ab und zu eine kurze Verschnaufpause ein und stoßen eine Stunde vor Tagesanbruch auf eine deutsche Auffangstellung, wo sie vom zuständigen Kommandeur sofort vereinnahmt werden. Sie waren beim II. Bataillon des 105. Grenadierregiments gelandet.

29. Januar. Der Kommandierende General des XXXXII. AK (Armeeekorps), General Lieb, erhält von der 8. Armee einen Funkspruch:

»Rückzug auf Mironowka-Boguslaw vorbereiten. Bereitstellung hat bis 12 Uhr zu erfolgen. Für den Absetzbeginn erfolgt gesonderter Befehl. Lagemeldung erforderlich.«

Mit dem Lagebericht wird zusätzliche Munition angefordert. Die Verpflegung ist noch ausreichend. Im Bereich des XI. AK greift der Feind mit starken Panzerkräften an. Einige Regimenter werden schwer mitgenommen und haben zum Teil nur noch eine Stärke von rund 100 Mann. In den Sammelstellen für Verwundete liegen mehr als 2.000 Soldaten und warten darauf, ausgeflogen zu werden.

Im Laufe des Tages beginnt die Luftwaffe Munition ein- und Verwundete auszufliegen. Die Versorgung scheint zu klappen, und damit ist die Führung wenigstens einige Sorgen los. Unter dem Schutz von Jägern fliegen die Transportmaschinen ein, landen auf mehreren Feldflugplätzen und werden entladen, ohne daß die Motoren abgestellt werden. Beladen mit Verwundeten fliegen sie wieder zurück.

Der Zug Schaub, wie er jetzt genannt wird, liegt in der geräumigen Stube eines Hauses nahe dem Bataillonsgefechtsstand. Ein großer Ofen strömt behagliche Wärme aus. Nach dem langen Nachtmarsch hatte der Kommandeur einige Stunden Schlaf verordnet. Er könne nur ausgeruhte Kämpfer gebrauchen, hatte er lächelnd gesagt, und die Männer ins Haus geschickt.

In kleineren Gruppen hatte der Feind am Vormittag Infanterie herangebracht. Die Schützen waren im Vorgelände aufgetaucht und seither in Deckung verschwunden. Die Posten ließen die Gegend nicht mehr aus den Augen. Der Feind war da, und man wartete auf seinen Angriff.

Ohne Vorbereitung bricht der Sturm schlagartig los. Im Gelände erheben sich Hunderte von feindlichen Schützen und

greifen an. Gleichzeitig eröffnen zahlreiche schwere Granatwerfer das Feuer, die hinter einer parallel verlaufenden Bodenerhebung liegen. Die Granaten schlagen in die behelfsmäßigen Stellungen ein. Trotz des Beschusses stürzen die Verteidiger in die Löcher und eröffnen die Abwehrfeuer.

»Los, Leute – auf!« Feldwebel Schaub hat sich aufgerichtet und lauscht. Es sind zwar gut zwei Kilometer bis zur Frontlinie, aber der Lärm ist selbst auf diese Entfernung ziemlich laut.

»Da vorn tut sich was«, bemerkt Grabert überflüssigerweise und steht auf. »Kommt hoch, Kameraden!«

»Ja, macht euch fertig«, pflichtet der Feldwebel bei. »Man wird uns sicher bald rufen.«

Durch einen Melder wird der Zug zum Gefechtsstand geholt. Er soll sich einsatzbereit zur Verfügung halten. Im Gefechtsstand geht es zu wie in einem Bienenkorb. Die Telefonverbindungen zu den Kompanien sind abgerissen. Bis die Leitungsflicker die Störungen behoben haben, muß die Nachrichtenübermittlung durch Melder geschehen. Ständig kommen und gehen diese, bringen Lagemeldungen und empfangen Befehle, die sie mit nach vorn nehmen. Noch hält die Verteidigung stand.

»Da vorn knallt es ganz schön, Rudi. Hoffentlich können sie halten«.

»Das werden wir bald erfahren, Richard.«

Kurz vor Mittag gelingt einer größeren Gruppe von Russen ein Einbruch. Keuchend stürzt ein Melder in den Gefechtsstand und meldet die besorgniserregende Verschlechterung der Lage. Der Kommandeur wird bleich und winkt Leutnant Mager heran.

»Sammeln Sie alle verfügbaren Kräfte und machen Sie damit einen Gegenstoß auf die Einbruchsstelle. Ich versuche, Hilfe von der Artillerie zu bekommen. Los, beeilen Sie sich!«

Er reißt den Hörer vom Feldtelefon und versucht eine

Verbindung zum zuständigen Artilleriekommandeur zu bekommen. Als das nach einigen Fehlversuchen klappt, bringt er seine Bitte vor, hört sich die Antwort an, und knallt den Hörer wütend auf.

»Die Bumsköpfe haben schon die Bereitschaft zum Verlegen hergestellt, Geschütze aufgeprotzt und die Munition verladen. Sie warten auf den Befehl zum Abrücken, und wir sitzen hier in der Tinte!« tobt er. Leutnant Mager läßt den Zug Schaub aus der Unterkunft holen, sammelt alle abkömmlichen Männer, und führt sie im Eiltempo nach vorn, wo unvermindert gekämpft wird. Einige Krankenträger kommen entgegen und bringen Verwundete zurück.

»Wißt ihr etwas über den Einbruch ?«

»Der Einbruch ist abgeriegelt, aber zum Gegenstoß fehlen die Kräfte.«

»Wie viele sind es?«

»Ein starker Zug hat sich bei der Zwoten festgesetzt. Wollt ihr einen Gegenstoß machen?«

»Das sollen wir!«

»Dann viel Glück!« Die Krankenträger setzen ihren Weg zum Verbandsplatz fort.

Nach weiteren fünf Minuten ist das Kampfgebiet erreicht. Durch einen Annäherungsgraben erreichen sie die Stellungen der 2. Kompanie und werden vom Kompaniechef in Empfang genommen, der kurz die Lage erklärt. Seinen Erläuterungen zufolge sind die Russen an der Nahtstelle zur Nachbarkompanie eingebrochen und haben den Einbruch auf etwa einhundert Meter Breite erweitert. Der Chef erklärt sich außerstande, die Lage selbst zu bereinigen, weil alle Männer seiner Kompanie im Einsatz gegen den angreifenden Feind ständen. Mit Mühe und Not habe gerade noch die Einbruchsstelle abgeriegelt werden können.

Ohne weitere Zeit zu versäumen, bringt der Kompanietruppführer die Verstärkung an den eingenisteten Gegner heran.

Seine Männer müssen sich ziemlich klein machen, denn der Abschnitt wird von einigen feindlichen Maschinengewehren beharkt. Vom Feuer der Granatwerfer werden sie verschont, denn der Feind will seine eigenen Kräfte offenbar nicht gefährden.

»Gehen wir's an!«

Leutnant Mager rutscht auf dem Bauch aus dem Graben und gleitet in einen flachen Granattrichter. Ein kurzer Blick nach hinten zeigt ihm, daß die Männer folgen. Er duckt sich, als auf dem Trichterrand eine Garbe einschlägt und Dreck aufwirft. Mit einem schnellen Sprung macht er Stellungswechsel. Rechts von sich sieht er für Augenblicke den Feldwebel.

Schaub hat mit seinem Trupp einen kleinen Bogen geschlagen und liegt nun genau hinter der Einbruchstelle. Auf dem Bauch, jede Deckungsmöglichkeit ausnutzend, gleiten sie näher an den Feind heran. Es ist eine große körperliche Anstrengung, und die Kälte des Bodens dringt durch die Uniform.

Endlich ist alles auf Handgranatenwurfweite heran. Dicht über den Köpfen pfeifen die Geschosse der feindlichen Schützen, die mit allen Mitteln das Herankommen verhindern wollen. Schon fliegen einige Handgranaten. Der Feldwebel erkennt, daß näher nicht heranzukommen ist. Leutnant Mager scheint sich auch festgebissen zu haben.

»Fertigmachen zum Handgranatenwurf! – Es wirft jeder zwei Eier, wenn ich das Kommando dazu gebe.«

Der Feldwebel entfernt die Kappen von zwei Eierhandgranaten und legt sie griffbereit neben sich. Er wartet noch eine halbe Minute, nimmt eine Handgranate, reißt den Zünder, wartet zwei Sekunden und wirft sie in die gegnerische Stellung.

»Handgranatenwurf!«

Ein Hagel von Handgranaten fällt auf den Feind. Noch Während die letzten Explosionen dumpf verhallen, erfolgt der

Befehl zu Sturm und Einbruch. Der Feldwebel springt auf und verschwindet, vor sich herschießend, in den Rauchschwaden der Explosionen. Neben sich hört er die Männer vorspringen. Kopfüber fällt er in einen Graben, rappelt sich hoch und stürmt weiter.

»Folgt mir!«

Etwas rollt vor seine Füße. Er stößt einen Warnruf aus, springt aus dem Graben und haut sich flach auf die Erde. Die Handgranate geht los und verwundet einen Landser, der nicht schnell genug in Deckung kam. Schaub richtet sich auf und schießt mit der Maschinenpistole den Graben entlang. Zu sehen ist kaum etwas, aber schrille Schreie deuten an, daß die Schüsse getroffen haben. Mager schließt mit seinen Männern auf.

»Weiter, nicht liegenbleiben!«

Eine halbe Stunde später ist der Einbruch ausgebügelt. Die Rotarmisten lassen die Waffen fallen und ergeben sich. Die meisten haben den Gegenstoß nicht überlebt. Einige sind verwundet und werden mit den eigenen Verwundeten zurückgebracht. Der Stoßtrupp unter Leutnant Mager bleibt in der eroberten Stellung.

Drei Stunden später kommt der Befehl zum Absetzen.

»Verflucht noch mal! – Warum haben wir uns so angestrengt, um die Russen hinauszuwerfen?« knurrt Schaub.

»So ist das nun einmal, da ist nichts zu ändern«, entgegnet Leutnant Mager. »Treffen Sie alle Vorbereitungen. Die Russen scheinen etwas erschöpft zu sein, und das macht die Sache leichter.«

Kämpfend setzen sich die Einheiten ab und beziehen kurz vor Einbruch der Dunkelheit fast 15 Kilometer weiter hinten neue Stellungen.

30. Januar. Es wird geschanzt, die Stellungen werden ausgebaut und verbessert. Der Feind stößt vorsichtig nach und

nimmt das aufgegebene Gebiet in Besitz. Er greift nicht an, hat offenbar Schwierigkeiten mit dem Nachschub.

Diese Ruhe wird dazu benutzt, Munition und andere Versorgungsgüter – soweit vorhanden und Verfügbar – heranzubringen. Jede Kompanie legt mehrere Munitionslager an und deckt sie einigermaßen beschußsicher ab.

So gut es geht, bereitet man sich auf den nächsten Ansturm vor. Die Bedingungen sind annehmbar. Wo es möglich ist, entzündet die Männer kleine Feuer, um die empfindliche Kälte abzuwehren. Schaub ist mit seinem Zug zur Sicherung des Bataillons-Gefechtsstandes eingesetzt, der in einer Kolchose untergezogen ist. Die Gebäude sind intakt, die Unterkünfte warm und trocken. Der Tag und die folgende Nacht gehen ohne Zwischenfälle vorüber.

31. Januar. Im Süden greift das XXXXVIII. Panzerkorps in Richtung Losowatka von außerhalb des Kessels an, um den Feinddruck gegen das XI. AK zu mindern. Dieser Angriff zwingt den Feind, seine Vorhaben gegen den Kessel vorläufig zurückzustellen und Front gegen das Panzerkorps zu machen. Die hochwillkommene Ruhepause wird dazu genutzt, die mitgenommenen Verbände neu zu gliedern und zu straffen. Im Norden tut sich nichts, auf jeden Fall nicht vor neun Uhr.

Kurz vor sieben Uhr kommt der Kaffeeholer von der Feldküche zurück. Was nicht auf Posten sein muß, versammelt sich im großen Lagerraum, um gemeinsam zu frühstücken. Schaub wartet, bis alle versammelt sind und verteilt dann die Aufträge für diesen Tag. Neben den Sicherungsaufgaben sind Schutzlöcher für den Bataillonsstab anzulegen. Grabert bekommt den Auftrag, ein Maschinengewehr zur Fliegerabwehr aufzubauen. Nach der Befehlsausgabe gehen die Männer an die zugeteilten Aufgaben.

»Hier bauen wir das Maschinengewehr für die Fliegerabwehr auf. Die Grube einen guten halben Meter

ausheben und einen Erdwall ringsherum aufschütten.« Grabert zeichnet mit einem Stock die Größe der Stellung an.

»Was, so groß, Herr Unteroffizier? – Das wird ein schönes Stück Arbeit«, mault der MG-Schütze.

»Nicht zu ändern. Macht euch an die Arbeit, vielleicht seid ihr später dankbar für eine gute und sichere Stellung. Ich schicke noch einen Mann zur Hilfe, damit ihr schneller vorankommt.«

Der Unteroffizier geht zurück zur Unterkunft.

»Wie geht alles, Rudi?«

»Alles wie besprochen, Richard. Die Männer sind beschäftigt, und so haben sie keine dummen Gedanken.«

»Ist zwar vergebene Mühe, aber herumhocken können wir sie nicht lassen. Ich nehme an, daß wir in der Nacht weiter zurückgehen und ...«

Schaub schweigt und sieht den Freund erschreckt an.

Schüsse, Flugmotorenlärm, Bombeneinschläge! Die Erde zittert, und die Fenster auf der Hofseite des Gebäudes fliegen klirrend aus dem Rahmen. Eine Staffel feindlicher Jagdbomber ist im Tiefflug angekommen und greift die Kolchose an. Laute Rufe dringen durch den Lärm und geben Alarm.

»Raus hier!«

Schaub und Grabert rennen zur Tür und stürzen nach draußen. Sie sehen eine Maschine im Tiefflug genau auf sich zukommen, springen nach beiden Seiten auseinander und werfen sich flach auf den Boden. Das scharfe Stakkato der hämmernden Bordwaffen tönt durch den Lärm der heulenden Flugmotoren. Die Geschosse fetzen in das Unterkerkungsgebäude und reißen das Dach auseinander. Mauerbrocken «fliegen durch die Luft.

Überall springen Soldaten aus den Gebäuden und rennen ins freie Gelände. Das Gebäude, das den Gefechtsstand beherbergt, wird von einer Bombe getroffen und fällt in sich zusammen. Ein Lagerschuppen brennt, und dicker Rauch wälzt sich über

die Kolchose.

Irgendwo beginnt ein Maschinengewehr zu hämmern, nach einem weiteren Anflug schweigt es. Immer wieder kurven die Jabos zum Tiefangriff ein, jagen Geschoßgarben in den qualmenden Trümmerhaufen, lassen kleine Bomben fallen. Nach einer Viertelstunde ist der Spuk vorbei. Die Motorengeräusche verklingen in der Ferne.

Ungläubig, dieses Inferno heil überstanden zu haben, stehen die Landser auf und klopfen den Dreck von den Uniformen. Der brennende Lagerschuppen fällt in einer funkensprühenden Lohe zusammen.

»Alles hier sammeln!« Leutnant Magers Ruf reißt die Männer in die Wirklichkeit zurück.

Von überall kommen sie herbei und werden angewiesen, zwischen den Trümmern nach Versütteten zu suchen und Brände zu löschen. Sie bergen Tote und Verwundete aus den zerstörten Gebäuden. Der Stabsarzt ist gefallen, und der Sanitätsfeldwebel organisiert die Versorgung der Verwundeten. Der Kommandeur wird aus dem verschütteten Keller des zusammengefallenen Gefechtsstandes ausgegraben. Außer einigen Abschürfungen ist er unverletzt.

Schnell wird ein behelfsmäßiger Gefechtsstand eingerichtet, Telefonleitungen werden geflickt, Verbindung zu den Kompanien aufgenommen. Alle Bataillonsmelder werden eingesetzt, um Lagemeldungen einzuholen. Erst gegen Abend sind die Auswirkungen des Angriffs einigermaßen beseitigt.

»Da haben wir großes Glück gehabt. Unsere Unterkunft ist, vom zerstörten Dach abgesehen, noch benutzbar. Verloren haben wir nur einen Mann.« Grabert steckt sich einen Stumpfen in den Mund, ohne ihn anzuzünden.

»Das war ein Tag, Rudi«, nickt Schaub. »Sind die Posten für die Nacht eingeteilt?«

»Alles geschehen, Richard!«

»Dann laß uns pennen. Wir haben es alle nötig.«

Eine Stunde später trifft der Befehl zum Absetzen ein. Leutnant Mager fährt mit zwei Soldaten sofort los, um den neuen Raum zu erkunden und den Standort des neuen Gefechtsstandes festzulegen. Die Fernmelder bauen die Telefonleitungen ab, und in der Dunkelheit geht es los.

Um Mitternacht wird der zugewiesene Raum erreicht. So wie die einzelnen Marschgruppen eintreffen, werden sie von Mager eingewiesen. Sofort beginnen die Vorbereitungen zur Verteidigung. Der Bataillonsstab zieht in einem kleinen Dorf unter. Die ganze Nacht wird gearbeitet.

1. Februar. Der Feind scheint Luft zu holen. Seine Angriffe sind örtlich angesetzt und dienen zur Verbesserung der Positionen. Die Bestände an Munition und Kraftstoff nehmen rapide ab. Transportmaschinen können nur in geringem Umfang einfliegen. Ein Teil davon wird abgeschossen, weil der Jagdschutz fehlt. Die wenigen verfügbaren Jagdflugzeuge werden an anderen Stellen der Front wahrscheinlich dringender benötigt. Am Nachmittag wird der Flugbetrieb ganz eingestellt.

Die personellen Verluste belaufen sich auf rund 300 Soldaten täglich. Die Verbandsplätze sind voll belegt, der Abtransport stagniert. Ärzte und Sanitäter führen einen verzweifelten Kampf gegen das Elend der verwundeten Soldaten. Einige dringend benötigte Medikamente sind schon aufgebraucht, die Sterblichkeitsrate ist besorgniserregend. Der KG (Kommandierende General) fordert über Funk verstärkte Anstrengungen, um den Kessel ausreichend zu versorgen. Für den nächsten Tag wird der Einflug von größeren Mengen an Versorgungsgütern angekündigt.

Im Abschnitt des II. Bataillons bleibt es den ganzen Tag über ruhig. Die Zeit wird genutzt, um Stellungen zu verbessern und weiter auszubauen. Deprimierend ist, daß der Lastwagen vom Versorgungspunkt halb leer zurückkommt. Er bringt wenig Munition, noch weniger Kraftstoff, aber ausreichend

Verpflegung mit.

»Wir entwickeln uns zurück«, bemerkt Grabert sarkastisch.
»Noch einige Tage weiter so, dann können wir mit Knüppeln auf den Russen einschlagen.«

»Laß den Quatsch, Rudi, die Lage ist schlimm genug«, sagt Schaub.

2. Februar. Schon am frühen Morgen Flugmotorenlärm. Mit dem ersten Tageslicht fliegen die Maschinen ein. Die Versorgungsgüter werden sofort auf Lastwagen verladen und zu den Versorgungspunkten gebracht. Der Reihe nach müssen dafür die einzelnen Verbände Arbeitskommandos und zum Teil auch Lastwagen abstellen. Das ist harte Arbeit, und Ruhepausen gibt es kaum.

Die Laster bringen Verwundete zu den Landeplätzen, die zum großen Teil nur planierte und festgefahrene Pisten sind. Es ist trocken, und der Frost hat den Boden fest gemacht. Auf Stroh werden die Verwundeten abgelegt. Sind die Maschinen entladen, werden sie zu den Flugzeugen gebracht, eingeladen, und dann erfolgt der Start zum Rückflug.

General Vormann greift mit dem XXXXVIII. Panzerkorps weiterhin die feindlichen Einkesselungskräfte von Süden an. Zusätzlich soll am 3. Februar das III. Panzerkorps von Südwesten offensiv werden, um den Feind am Eindringen des Kessels von Süden her zu hindern. Die Verluste sind weiterhin gleich hoch. Ersatz gibt es nicht, und man erwägt eine weitere Verkleinerung des Kessels, um Kräfte zu sparen. Dafür bietet sich eine weitere Zurücknahme der Nordfront des Kessels an. Die Kommandeure werden über diese Absicht informiert, die aber von der 8. Armee noch genehmigt werden muß. Im Norden werden daraufhin die erforderlichen Maßnahmen getroffen.

»Übergeben Sie das Kommando über Ihren Zug dem Unteroffizier Grabert und übernehmen Sie meinen Posten!«

sagt Leutnant Mager, der Schaub zu sich hatte rufen lassen.

»Was ist denn los, Herr Leutnant?«

»Ich muß wieder los und den neuen Verteidigungsraum erkunden.«

»Soll es denn wieder zurückgehen?«

»Der General hat diese Möglichkeit in Aussicht gestellt und die Verbände darüber informiert. Die Genehmigung steht allerdings noch aus. Ist eine vorbeugende Maßnahme.«

Schaub übergibt das Kommando an Grabert, geht mit Mager zum Gefechtsstand und meldet sich dort. Der Leutnant macht sich mit zwei Soldaten auf den Weg zum vorgesehenen Raum.

Am Nachmittag greift der Feind mit starken Kräften Boguslaw im Nordwesten des Kessels an. Die Verteidiger können ihn nicht abwehren und geben die Stadt auf. Drei Kilometer ostwärts der Stadt werden neue Stellungen bezogen und gehalten.

Spät am Abend kehrt Mager zurück. Seine Erkundung hat ergeben, daß die neuen Stellungen nur hinter dem Fluß Rossawa errichtet werden können. Der Fluß bildet ein natürliches Hindernis, das voll genutzt werden muß. Der Kommandeur meldet das Erkundungsergebnis weiter und schlägt die Zurücknahme hinter den Fluß vor. Danach erhält Schaub den Befehl, am nächsten Tag mit dem gesamten Zug nach Korsun zu fahren, um beim Ent- und Beladen der Transportmaschinen zu helfen.

3. Februar. Schon vor Tagesanbruch steigen die Männer auf einen Lastwagen und melden sich nach zwei Stunden Fahrt beim Kommandanten des Landestreifens in der Nähe von Korsun.

Nach dem Absitzen geht es sofort an die Arbeit. In regelmäßigen Abständen landen die Transporter, werden im Eiltempo ent- und mit herangebrachten Verwundeten beladen. Hoch über dem Platz fliegen einige Jäger umher und schützen

die Aktionen. Die russische Luftwaffe läßt sich nicht blicken.

Gegen elf Uhr nimmt der Flugbetrieb ab, und es tritt eine längere Pause ein. Mit einem Panjewagen kommen Verpflegung und ein heißes Getränk. Ein Arzt und einige Sanitäter versorgen die Verwundeten, die wegen der Verzögerung des Abtransportes unruhig werden. Sie haben Angst, nicht wegzukommen. Der Zustand einiger hat sich so verschlechtert, daß Notoperationen notwendig werden. In einem schnell errichteten Zelt nimmt der Arzt unter primitiven Bedingungen chirurgische Eingriffe vor.

Die Arbeitskommandos stehen um kleine Feuer, wärmen sich auf und schlürfen den heißen Tee. Nach Aussage des Platzkommandanten soll der Betrieb bald weitergehen. Die Pause dauert fast drei Stunden, dann kündigt anschwellender Motorenlärm die Ankunft weiterer Maschinen an. Drei Ju 52 schweben ein, landen und rollen neben der Piste aus. »Dann wollen wir wieder«, sagt Schaub und führt seine Männer zur ersten Maschine. Die Besatzung hat die Ladeluke bereits geöffnet, ein Lastwagen fährt rückwärts heran, und ohne Verzögerung geht es an das Ausladen der Munitionskisten.

Grabert nimmt die Hälfte der Männer mit sich und schleppt die Verwundeten heran. Kurze Zeit später holpern die schwerfälligen Vögel zum Start und heben ab. Sie sind nun leichter und kommen schneller in die Luft. Die Landser stehen am Pistenrand und beobachten Start und Abflug.

»Du lieber Gott«, schreit jemand schrill. Alle wissen gleich, was er damit sagen will. Zwei feindliche Jäger brausen über den Platz und stürzen sich mit ratternden Bordwaffen auf die gerade gestarteten Transportmaschinen. Die Bordschützen im Heckstand der Ju's versuchen die Jäger abzuwehren, aber was können sie mit ihrer jämmerlichen Kugelspritze gegen die geballte Feuerkraft eines Jägers ausrichten? – Nichts!

Die drei gestarteten Transporter werden abgeschossen. Fetzen der Außenhaut lösen sich durch die Wirkung der

Geschoßeinschläge. Sie schlagen auf den Boden auf und brechen auseinander. Einer der Trümmerhaufen beginnt zu brennen, eine schwarze Rauchwolke steigt in den Himmel.

»Das ist ja furchtbar!« Schaub rennt zu der Absturzstelle. Sie liegt etwa zwei Kilometer entfernt.

»Wird kaum etwas zu retten sein«, murmelt Grabert und läuft mit den Soldaten hinterher.

Es ist nichts mehr zu retten. Das sehen die Landser sofort, als sie keuchend die Wracks erreichen. Flugzeugtrümmer, Leichen und abgerissene Körperteile liegen über eine große Fläche verstreut. Die feindlichen Maschinen sind im Tiefflug weitergefliegen und kehren nicht zurück. Das hat einen guten Grund, denn eine Rotte deutscher Jagdflieger kommt in Sicht, kurvt einmal um die Stätte des Grauens und nimmt dann die Verfolgung der flüchtenden Feindmaschinen auf.

»Warum waren sie nicht zehn Minuten früher da?« stöhnt der Feldwebel. »Arme Kerle! So kurz vor der Rettung mußte es sie noch erwischen.«

Die Aufräumarbeiten ziehen sich noch bis zum Abend hin. Zwischendurch fliegen noch einige Maschinen ein und kehren ohne Zwischenfall zu ihren Einsatzplätzen zurück. In der Dunkelheit fährt das Kommando zum Bataillon zurück, das im Lauf des Nachmittags einige feindliche Angriffe abzuwehren hatte.

General Lieb fordert, daß die Versorgungsflüge in der Nacht durchgeführt werden, wenn ausreichender Jagdschutz nicht gewährleistet werden kann. Erst am Abend wird bekannt, daß beim Rückflug noch weitere Maschinen verloren gingen.

Die Versorgungslage im Kessel ist dennoch bedeutend besser geworden. Durch Funk erfolgt der Befehl zur Zurücknahme der Nordfront auf die vorgesehene Linie. Das II. Bataillon setzt sich in der Dunkelheit ab und bezieht neue Stellungen am Westufer der Rossawa. Die Behelfsbrücke wird hinter der Nachhut gesprengt. Wegen der Ausfälle wird Schaub

mit seinem Zug im Raum der 6. Kompanie eingesetzt. Er besetzt einem etwas höher gelegenen Geländeabschnitt 200 Meter vom Fluß entfernt. Als der Tag anbricht, ist die behelfsmäßige Verteidigung fertig.

4. Februar. Es beginnt zu schneien. Fröstelnd liegen die Männer in notdürftigen Erdhöhlen. Die Posten stehen in den Schutzlöchern und halten den Fluß unter Beobachtung. Das jenseitige Ufer ist nicht zu sehen.

»Ob die Iwans schon angekommen sind?« Der Gefreite Wiegand starrt angestrengt durch die fallenden Flocken. Schaub steht daneben und versucht, mit dem Fernglas etwas zu erkennen.

»Das müssen wir annehmen. Kommt darauf an, wie schnell sie unser Absetzen erkannt haben. Wenn der Russe jetzt noch nicht drüben ist, dann kommt er bestimmt in den nächsten Stunden an. Wir werden es merken, ganz bestimmt.«

Der Feldwebel setzt das Fernglas ab, schärft dem Posten Wachsamkeit ein und verschwindet im Verbindungsgraben.

Aus nördlicher Richtung ist zunehmendes Artilleriefeuer zu hören, das nach einiger Zeit verebbt. Wenig später wird bekannt, daß dort eine ganze Batterie leichter Artillerie von feindlichen Panzern überrollt wurde.

Die 112. ID versucht dem Feind Boguslaw zu entreißen. Stundenlang tobt der Kampf, in dessen Verlauf der Divisionskommandeur schwer verwundet wird. Dann muß der Angriff ergebnislos abgebrochen werden. Die ganze Nordfront des Kessels ist in Bewegung, es müssen Geländeverluste hingenommen werden. Die einlaufenden Meldungen sind wenig erfreulich. Der tägliche Verbrauch an Munition im Bereich des AK ist auf 200 Tonnen gestiegen, die personellen Verluste betragen immer noch durchschnittlich 300 Mann pro Tag. Dieser Aderlaß kann nicht mehr lange verkraftet werden, ohne größte Gefahr heraufzubeschwören.

Angesichts dieser erschreckenden Situation fordert General Lieb 2.000 Soldaten Verstärkung und zusätzliche 120 Tonnen Munition an. Die Munition wird zugesagt, über die Zuführung von Verstärkungen aber schweigt die hohe Führung.

»Sie sind da, Herr Feldwebel, ich habe sie gesehen!«

»Was soll der Quatsch, Schubert? – Wen hast du gesehen?«

»Die Russen, Herr Feldwebel! Die laufen ganz unbekümmert am jenseitigen Ufer herum und bauen sich ein.«

»Das muß ich sehen.«

Schaub geht mit dem Mann zur MG-Stellung, woher Schubert gerade von Posten kam. Es hat aufgehört zu schneien, und die Sicht ist gut. Als der neue Posten Meldung machen will, winkt der Feldwebel ab. Vorsichtig blickt er über den Rand des Erdaufwurfs. Was er sieht, ist kaum zu fassen. Die Russen laufen drüben umher, als ob sie allein auf der Welt wären. Einige schanzen, andere schleppen Material heran.

»Das ist doch nicht zu fassen!« quetscht Schaub zwischen den Zähnen hervor.

»Soll ich eine Garbe hinüberschicken?«

»Mach nur keinen Blödsinn. Solange wir nicht schießen, geben die drüben auch Ruhe. An einen Feuerkampf ist uns im Augenblick nicht gelegen. Ich gebe die Beobachtung weiter an die Kompanie – wahrscheinlich weiß der Chef es schon. Wenn sich etwas Außergewöhnliches abzeichnet, sofort Meldung machen.«

Alle ausgestellten Posten hatten ähnliche Beobachtungen gemacht. Der Kommandeur befiehlt für die kommende Nacht erhöhte Alarmbereitschaft. Er befürchtet offenbar, daß der Feind in der Dunkelheit mit Schlauchbooten übersetzen könnte. Äußerste Zurückhaltung im Gebrauch der Feuerwaffen wird angeordnet. Die Befürchtungen sind indessen unbegründet, die Nacht verläuft ohne Zwischenfälle. Die Kesselfronten konnten überall gefestigt werden.

5. Februar. In der Nacht ist das Wetter umgeschlagen. Von Süden weht ein leichter, warmer Wind. Der gefrorene Boden taut auf, die Schneeflecken werden zu Wasser. In den Stellungen sammelt es sich, und die Posten stiefeln im Dreck herum.

Dieser Wetterumschwung hat aber auch etwas Gutes: überall herrscht Ruhe. Weder Freund noch Feind verspüren große Lust, durch den Dreck zu krauchen. Wechselweise werden die Landser zum Troß nach hinten geschickt, um sich aufzuwärmen und die Uniformen zu trocknen. Das bringt etwas Abwechslung in den sturen Alltag.

6. Februar. Der Dreck ist tiefer geworden. Bis an die Knöchel sinken die Männer ein und fluchen entsprechend. Glücklicherweise sind die Schlaflöcher wenigstens trocken. Bei den Russen herrscht unbekümmerte Emsigkeit, und das raubt manchem Landser die Nerven. Ein Posten der Nachbarkompanie dreht durch. Er entsichert ein Maschinengewehr und verschießt einen ganzen Kasten Munition, ehe er von hinzulaufenden Kameraden überwältigt werden kann.

Die Antwort steht nicht lange aus. Zuerst erstarrt beim Feind jede Bewegung. Es folgen wenige Minuten Ruhe, doch dann heult und rauscht es durch die Luft heran, schlägt ein und explodiert mit lautem Krachen: schwere Granatwerfer. Kein anderer Schuß fällt, nur die rauschenden Wurfgranaten explodieren im Dreck, reißen die Wände der Gräben und Löcher ein, verwüsten den Abschnitt des Bataillons. Hilf- und schutzlos hocken die Männer in den Löchern, haben die Köpfe eingezogen und hoffen, diesen Beschuß heil zu überstehen. Wiegand beginnt zu schreien wie ein Irrer.

»Was hast du, Heinz?« Engel will aus dem Loch und zu seinem Kameraden springen. Er hört das Rauschen, macht sich klein, als die Granate in der Nähe einschlägt. Eine große

Ladung feuchter Dreck fällt in sein Loch und verschüttet ihn halb. Von Panik ergriffen wühlt er sich frei und springt auf. Mit wenigen Sätzen ist er bei Wiegand. Sein Freund schreit nicht mehr, er ist tot. Mit weitaufgerissenen Augen starrt Engel auf die zerrissene, blutige Uniformjacke Wiegands. Wie eine Salzsäule steht er auf recht zwischen den Dreckfontänen.

»In Deckung, Engel, verflucht noch mal!«

Graberts Schrei reißt Engel aus der Erstarrung. Er schüttelt den Kopf, wie um einen furchtbaren Traum abzuschütteln, und springt in sein Loch zurück.

Der Feind hat viel Munition und legt sich keine Beschränkungen auf. Fast eine Stunde hält der Beschuß an. Eine Stunde, die allen wie eine Ewigkeit vorkommt. So plötzlich wie er begonnen hatte, endet der Feuerüberfall wieder. Die eintretende Ruhe wird nur von den zahlreichen Rufen nach Hilfe unterbrochen.

Mit zitternden Knochen rappeln sich die Männer auf und beginnen den verwundeten Kameraden Hilfe zu leisten. Langsam ziehen die Rauchschwaden ab und lassen das ganze Ausmaß der Tragödie erkennen. Die Stellungen sind schwer beschädigt. Noch schwerwiegender ist der Ausfall von 18 Soldaten. Der Kommandeur tobt und befiehlt die Festnahme des Postens, der den Überfall ausgelöst hatte. Doch dieser ist unter den Gefallenen.

Gegen Abend erhält der Kommandierende General einen Funkspruch folgenden Inhalts:

»Es sind die Vorbereitungen für Ausbruch am 10. Februar einzuleiten. Weitere Befehle folgen.«

Dieser Spruch löst eine ganze Reihe von Maßnahmen aus. Bestands- und Lagemeldungen sowie Ist-Stärken werden gefordert, Zustand der Waffen und Ausrüstung, Belegung der Verbandsplätze. Vordringlich aber werden Straßenerkundungen befohlen. Alle Ergebnisse sind so schnell wie möglich zu melden.

7. Februar. Die laufend eingehenden Ergebnisse der Straßenerkundungen bereiten große Sorgen. Die Wege und ein großer Teil der sogenannten Straßen sind durch das Tauwetter verschlammt. Große Bewegungen, wie sie beim Ausbruch notwendig werden, verlangen aber ein leistungsfähiges Straßen- und Wegenetz. Stauungen und Behinderungen darf es dabei nicht geben, ein Umgruppieren muß schnell durchführbar sein.

Nach Abwägen aller Gesichtspunkte wird um Aufschub gebeten. Unter den herrschenden Umständen wird mehr Zeit für die Vorbereitungen benötigt. Als frühester Ausbruchstermin wird der 12. Februar vorgeschlagen. Einige Zeit später erfolgt die Antwort: »Die Situation erlaubt keine weitere Verzögerung. Zum vorgesehenen Zeitpunkt greifen von außerhalb des Kessels an a) das XXXXVIII. Panzerkorps (PzK) in Richtung Olschana und b) das III. Panzerkorps in Richtung Morentsy. Die ausbrechende Truppe sprengt die Umklammerung und erzwingt Durchbruch über die Linie Schenderowka-Kilki in Richtung Morentsy, um dort auf den Panzerkeil der Unterstützungskräfte zu stoßen. Umgliederungen und Bereitstellung müssen so rechtzeitig abgeschlossen sein, daß der Ausbruch am 10. Februar möglich ist. Die letzte Entscheidung hängt von der Bereitstellung der Unterstützungskräfte ab.«

General Stemmermann, der »Kommandierende« des XI. AK, übernimmt das Kommando über alle Kräfte im Kessel. Am Nachmittag besucht General Lieb das 105. Grenadierregiment. Er ist erstaunt über die gute Moral der Truppe, die trotz aller widrigen Umstände noch voll da ist. Die Ursache dafür ist in der guten Verpflegungslage zu suchen. Vorräte an Brot, Wurst, Zucker und Rauchwaren reichen bei normalen Rationen für weitere zehn Tage. Es werden volle Rationen ausgegeben, und das hält die Männer bei der Stange. Manchmal ist der heiße Tee mit Schnaps versetzt, was ebenfalls die Stimmung hebt.

Fast jeder Soldat hat eine trockene, mit Stroh ausgelegte Schlafstelle. Die Beschußschäden in den Stellungen sind behoben. Vorbereitungen für einen erneuten Stellungswechsel sind zu treffen, der Zeitpunkt dafür steht noch aus. Der General will versuchen, die Kräfte östlich von Schenderowka zusammenzuziehen, um dann mit geballter Kraft den Ring nach Westen zu durchbrechen. Die 72. und 389. ID sowie 5. SS-Panzerdivision »Wiking« werden angewiesen, ihre beweglichen Teile am nächsten Tag über Goroditschke in Marsch zu setzen. Der Ausbruchszeitpunkt wird auf den 12. Februar verlegt.

Dreck und Morast sind bis zum vorherigen Termin allerdings nicht zu besiegen. Frost hätte in dieser Situation mehr Vorteile gebracht, gefrorener Boden die Beweglichkeit der Verbände gewährleistet. Es ist fast frühlingshaft warm, und diese Witterung bringt große Probleme mit sich.

Oberleutnant Sander, Chef der 6. Kompanie, hat die Unterführer zu einer Besprechung zusammengerufen. Viele sind es nicht mehr. Sie hocken hinter einer kleinen Bodenerhebung außer Sicht des Feindes, in der Nähe des Gefechtsstandes. Von Zeit zu Zeit wirft der flackernde Schein einer Leuchtkugel schwaches Licht auf die versammelte Gruppe. Der Chef informiert die Unterführer über die Absetzbewegung, die für den nächsten Tag vorgesehen ist, und gibt den neuen Zeitpunkt für den Ausbruch bekannt.

»Warum müssen wir diese sichere und leicht zu verteidigende Stellung auf geben, Herr Oberleutnant?« erkundigt sich Schaub.

»Der Kommandierende zieht alle verfügbaren Kräfte auf engen Raum, so dicht wie möglich an der Westseite des Kessels zusammen. Dadurch wird ein starker Stoß auf engem Raum möglich, und die Chancen steigen für das Gelingen des Ausbruchs. Wir sind dabei sehr auf die Hilfe von außen angewiesen. Das Ausmaß dieser Hilfe wird meiner Meinung

nach entscheiden, ob der Ausbruch gelingt oder nicht.«

»Der Feind wird auch Vorkehrungen getroffen haben, um ein Entkommen zu verhindern.«

»Das hat er bestimmt. Hoffentlich ist das Überraschungsmoment auf unserer Seite. – So, hauen wir uns jetzt aufs Ohr. Schärfen Sie den Männern nochmals äußerste Wachsamkeit ein. Unangenehme Überraschungen können wir jetzt nicht mehr gebrauchen.«

Zwischen zwei und drei Uhr morgens ging es los. Die erste Garbe eines Maschinengewehrs reißt die Landser hoch. Der Alarmruf eines Postens ist überflüssig. Die Männer wissen genau, was die Schüsse bedeuten, und mit großen Sprüngen hasten sie den Stellungen zu.

Das Feuerwerk der Leuchtkugeln und kleiner Leuchtsätze, die an Fallschirmen niederschweben, tauchen den Fluß in ein gespenstisches Licht. Ein starker russischer Stoßtrupp ist mit Schlauchbooten über den Fluß gekommen. Vier Boote hatten unentdeckt das Ufer erreicht. Die Russen liegen jetzt am diesseitigen Ufer in Deckung und erwidern das Feuer. Zwei Boote schwimmen noch auf dem Wasser. Mit wilden Paddelschlägen versuchen die Insassen, so schnell wie möglich an Land zu kommen.

Auf diese Boote konzentriert sich nun das Abwehrfeuer. Sie verschwinden in Kaskaden von Wasserfontänen, die durch die Geschosse aufgeworfen werden. Die Boote gelangen nicht mehr an das rettende Ufer. Als das Feuer auf die Rotarmisten am Ufer verlegt wird, sind sie verschwunden; offensichtlich untergegangen und abgetrieben.

»Merkwürdig, daß die von drüben keinen Feuerschutz geben. Was halten Sie davon, Herr Feldwebel ?« fragt einer der Männer.

»Sie haben wohl nicht die Absicht, uns ihre Stellungen erkennen zu lassen«, meint Schaub. »Diesen Stoßtrupp haben sie sicherlich schon vorher abgeschrieben. Der wurde geopfert,

um uns herauszufordern und zu zwingen, unsere Positionen zu zeigen. Das ist möglicherweise nur die Erkundung für einen baldigen Angriff über den Fluß gewesen.«

Der Oberleutnant befiehlt die Feuereinstellung. Der Gegner ist erkannt und sitzt fest. Von zwei Zügen werden die gelandeten Rotarmisten von beiden Seiten in die Zange genommen und im Nahkampf ausgeschaltet. Sie versuchen erst gar nicht, in die Boote zu kommen. Zurückkommen würde es aus dieser Lage ohnehin nicht geben, so sehen sie die Aussichtslosigkeit ein und geben auf. 22 Gefangene, darunter 4 Verwundete, werden zum Gefechtsstand gebracht.

8. Februar. Das Absetzen muß um 24 Stunden verschoben werden. Die beweglichen Teile der 72. und 389. ID sowie der Division »Wiking«, zum Teil beladen mit Hunderten von Verwundeten, stecken vor Goroditschke hoffnungslos im Dreck fest. Eine Zurücknahme der Front hätte den Verlust dieser Kräfte einschließlich der Transportmittel und schweren Waffen zur Folge.

Im Laufe des Tages wird die Vernichtung aller Geheimsachen befohlen. Man will sicherstellen, daß bei einer plötzlichen Verschlechterung der Lage gewisse Dinge nicht in die Hände des Feindes fallen.

9. Februar. Gegen neun Uhr nähert sich einem Feldposten im Bereich der 112. ID, der an der Straße nach Tscherkassy liegt, ein russisches Fahrzeug mit weißer Fahne. Neben dem Fahrer sitzen ein Oberstleutnant, ein Dolmetscher und ein Hornist darin. Sie haben keine Waffen bei sich.

»Halt!« ruft der eine Posten und stellt sich in den Weg. Der zweite liegt hinter dem Maschinengewehr im Anschlag. Das Rohr der Waffe ist drohend auf das Fahrzeug gerichtet.

»Wir haben eine Botschaft für die Generale Lieb und Stemmermann, die wir persönlich zu übergeben haben.« Der

Dolmetscher ist ausgestiegen und steht jetzt einige Meter vor dem Posten.

»Steigen Sie wieder ein und bleiben Sie im Wagen. Ich melde Ihr Eintreffen und Ihren Wunsch.«

Der Posten verschwindet im Postenstand und gibt die Meldung über das Feldtelefon an den Gefechtsstand seiner Kompanie weiter. Der Chef ordnet an, die Parlamentäre warten zu lassen, bis sie abgeholt werden. Der Mann gibt diese Anordnung an den Dolmetscher weiter. Dieser übersetzt, und der Oberstleutnant nickt verstehend.

Es dauert fast noch eine Stunde, bis zwei Kübelwagen erscheinen. Ein Major verbindet den Russen die Augen und läßt sie umsteigen. Das russische Fahrzeug bleibt am Straßenrand stehen. Die Russen werden zum Gefechtsstand der Division gebracht, wo General Lieb bereits wartet. Nachdem man ihnen die Augenbinden abgenommen hat, überreicht der russische Oberstleutnant eine Aufforderung zur Übergabe, die von den drei Befehlshabern der Einschließungskräfte unterzeichnet ist.

General Lieb bietet den Russen Krimsekt und Zigaretten an. Sie sollen den Eindruck gewinnen, daß von einem Mangel noch keine Rede sein könne.

Danach wird das Ultimatum zur Übergabe ohne weitere Erklärung abgelehnt. Auf dem gleichen Weg werden die Unterhändler zu ihrem Fahrzeug gebracht. Ohne ein weiteres Wort steigen sie ein, wenden und fahren zu ihren eigenen Linien zurück.

Die Kampfkraft der für den Ausbruch in Frage kommenden deutschen Verbände nimmt weiterhin rapide ab. Auch die Bereitstellung der Unterstützungskräfte außerhalb des Kessels bereitet Schwierigkeiten. Trotzdem hält das Armee-Oberkommando am 12. Februar als Ausbruchszeitpunkt fest. Nach Ansicht der Verantwortlichen im Kessel wird auch dieser Termin nicht einzuhalten sein. Die ungünstige Witterung hat

einen Zustand herbeigeführt, der es den Infanteristen sehr schwer macht, sich im Gelände zu bewegen. Mehr als einen Kilometer in der Stunde können sie sicherlich nicht zurücklegen. In der Dunkelheit werden die Einheiten auf die vorgesehenen Linien zurückgenommen.

10. Februar. Die Spannung wird langsam unerträglich. Die Unsicherheit über den Ausgang lastet wie ein Alptraum auf den Gemütern. Zweifel am Gelingen kommen auf, weil die Vorbereitungen noch lange nicht abgeschlossen, die Einheiten noch weit von den Bereitstellungsräumen entfernt sind. Die Kommandeure verlangen von allen Soldaten den größten persönlichen Einsatz, um die gesteckten Ziele zu erreichen. Die Versorgungslage ist befriedigend, obwohl einige Landestreifen inzwischen aufgegeben werden mußten. Fast die Hälfte der Versorgungsgüter wird in den Nächten an bestimmten Plätzen abgeworfen.

Am Vormittag wirft eine feindliche Maschine eine Metallkapsel ab, die einen persönlichen Brief für General Lieb enthält. Absender ist General von Seydlitz, ein früherer Vorgesetzter des Generals. Er war in Stalingrad in Gefangenschaft geraten und nun Vorsitzender des Komitees »Freies Deutschland«, das von deutschen Offizieren in russischer Gefangenschaft gegründet worden war.

In dem Brief wird Lieb beschworen, wie der preußische General York zu handeln und mit den Russen gemeinsame Sache gegen Hitler zu machen. Eine Antwort wird über Funk erwartet.

General Lieb verzichtet auf eine Antwort und vernichtet den Brief. Er empfindet nur Verachtung für die Offiziere, die sich dem Feind bereitwillig zur Verfügung stellen.

Das war an diesem Tag übrigens nicht der einzige Versuch, auf die Moral der Truppe einzuwirken. Fünfzig gefangene deutsche Soldaten schickt der Feind mit Briefen für die

entsprechenden Kommandeure zu den eigenen Linien zurück. Darin werden sie zur Übergabe aufgefordert. Die ehemaligen Gefangenen der Roten Armee werden von Abwehroffizieren verhört und sagen übereinstimmend aus, daß sie agitieren und Soldaten zum Desertieren auffordern sollten. Nach neuer Verpflichtung werden sie ausgerüstet, mit Waffen versehen und auf mehrere Einheiten verteilt.

Kurzfristig wird die Ausbruchsrichtung von Morentsy auf Lisyanka verlegt, weil das III. PzK dafür bessere Unterstützung geben kann. Die Lage an der Ostfront des Kessels ist kritisch, der Feind kann mehrere Einbrüche erzwingen. Das XI. AK ist nicht in der Lage, die Absetzbewegungen zeitgerecht durchzuführen. Die Truppen sind stark mitgenommen und kampfmüde. Die Fronten des XXXXII. AK sind dagegen stabil.

Im Westen wird Steblew angegriffen, um die Bereitstellungsräume in die Hand zu bekommen. Das Tagesziel wird erreicht. Ob der Ausbruch tatsächlich gelingt, wird aber weitgehend davon abhängen, ob General Breith mit dem III. PzK rechtzeitig gegen Lisyanka antreten und das XI. AK sich sinnvoll vom Feind lösen kann. In der Nacht setzt die Luftwaffe große Mengen an Munition ab.

11. Februar. Alle Fronten sind stabil, Absetzbewegungen finden nach Plan statt. Die Unterstützungskräfte außerhalb des Kessels nehmen die Bereitstellung für den Angriff ein. Am Abend wird das 105. Grenadierregiment zum Angriff auf Kilki bereitgestellt. Die Männer haben eine schwere Nacht zu überstehen, denn sie müssen im Freien übernachten.

General Lieb ist die ganze Nacht unterwegs und besucht die Kompanien des Regiments. Überall taucht er im Sattel seines Reitpferdes auf, unterhält sich mit den Soldaten, spricht ihnen Mut zu.

12. Februar. Noch ehe der erste Schimmer des neuen Tages zu sehen ist, sind die Männer auf den Beinen und versuchen, die Nachtkühle aus den Knochen zu schütteln. Die Feldküchen geben ein reichhaltiges Frühstück und heiße Fleischbrühe aus. Die Soldaten warten danach auf den Zeitpunkt des Angriffs. Er erfolgt ohne Vorbereitung durch schwere Waffen.

»Auf, es ist soweit! – Ausschwärmen und vorgehen in Richtung Kilki. Was immer passiert, verliert nicht den Zusammenhang. Mein Vertreter ist wie immer Unteroffizier Grabert.«

Feldwebel Schaub deutet in Richtung des Angriffsziels und stapft los. Seine Maschinenpistole hält er locker in der Hand. Noch ist alles ruhig. Das Vorgehen ist schwierig, bis an die Knöchel sinken die Männer ein. Jeder Schritt bedarf einer großen Anstrengung. Es geht langsam voran, viel zu langsam. Durch diese Verzögerung kommt der Zeitplan etwas durcheinander. Es beginnt schon zu tagen, als die ersten Häuser von Kilki vor den Angreifern auftauchen.

Ein einzelner Schuß zerreißt den Morgen. Ein, zwei Sekunden Ruhe, dann setzt das Abwehrfeuer des Feindes in voller Stärke ein. Die Angreifer werfen sich in den Dreck und fluchen. In Einzel- oder Gruppensprüngen geht es näher heran. Immer wieder feuern die Gruppenführer ihre Männer an. Der Angriffsschwung darf nicht verlorengehen, unter keinen Umständen.

»Weiter, Männer, weiter!«

Schaub ist auf eine Schotterstraße gestoßen, die zum Ort führt. Er zieht die Gruppen heran und geht mit ihnen entlang der Straße vor. Das Vorankommen ist hier etwas leichter. Aus einem vorgelagerten Haus schlägt dem Zug Maschinengewehrfeuer entgegen. Auf der dem Feuer abgelegenen Straßenseite finden die Männer Deckung. Die Straße liegt fast einen halben Meter höher als das umliegende Gelände, und dieser halbe Meter reicht aus, um ungefährdet näher

heranzukommen. Drei, vier Russen laufen zu einer Hütte, die auf dieser Seite der Straße und etwas entfernt davon steht.

»Da – die Russen! Laßt sie nicht zu der Hütte kommen!«

Der MG-Schütze faßt das Ziel auf und treibt die Gegner zurück. Langsam robben die Männer weiter, und nach wenigen Minuten kann das feindliche MG mit durch die Fenster geworfenen Handgranaten außer Gefecht gesetzt werden. Im geschlossenen Sprung erreicht der Zug das Haus und geht dahinter in Deckung. Durch ein Fenster springen ein paar Landser in das Haus. Es waren drei Russen darin; sie sind tot.

Die Häuser des Ortes sind noch immer etwa 50 Meter entfernt. Von dort wird ununterbrochen geschossen. Es wäre Wahnsinn, über diese Entfernung einen Sturmangriff zu riskieren. Der Zug ist für einige Zeit zur Untätigkeit verurteilt, auf jeden Fall so lange, bis die Kameraden der anderen Gruppen entscheidende Fortschritte gemacht haben werden. Bleiben diese aus, dann säße der Zug in der Falle. Er ist bis jetzt am weitesten vorgedrungen und könnte am Rückzug sehr leicht gehindert werden.

»Bleiben Sie dort, Schaub!« brüllt Oberleutnant Sander, so laut er kann.

Einige Zeit später kann das Bataillon in den Ort einbrechen. Jene Rotarmisten, die den Zug Schaub aufhielten, müssen die Stellung räumen, um nicht abgeschnitten zu werden. Diesen Augenblick nutzt der Feldwebel. Nach einem kurzen Feuerüberfall auf die zurücklaufenden Russen macht der Zug einen geschlossenen Sprung und ist ebenfalls im Ort.

Im Nahkampf wird Haus um Haus erkämpft. Der Feind leistet erbitterten Widerstand. Kurz vor Mittag fällt der Regimentskommandeur. Dieser harte Kampf bringt erhebliche Verluste. Mittags ist der Ort in deutscher Hand, aber die Männer sind schwer mitgenommen.

Das III. Panzerkorps erreicht Lisyanka, das XXXXVIII. geht auf Zwenigorodka vor, das XI. AK hat Komorowka

genommen. Da erreicht den »Kommandierenden« eine bestürzende Nachricht:

Aufgefangene Funksprüche besagen, daß der Feind kurz vor einem Angriff mit starken Kräften auf die linke Flanke der ausbrechenden Truppe steht. Das ist die Krise!

Der Ausbruch wird daher eingestellt. General Breith mit dem III. PzK muß abdrehen und im Eilmarsch gegen die feindliche Bereitstellung vorgehen. Am nächsten Tag soll noch einmal versucht werden, den Kessel zu öffnen. Am Abend steht das XI. AK in schweren Kämpfen mit dem Feind.

Der Ausbruch wird auf den 15. Februar verschoben. Das Grenadierregiment 105 besetzt Kilki und errichtet am Westrand des Ortes Verteidigungsstellungen. Die 6. Kompanie, die am Morgen zur Angriffsspitze gehörte, wird Reserve und kann ruhen. In einigen zusammenliegenden Häusern beziehen die Soldaten Quartier. Die wenigen noch vorhandenen Zivilisten werden umquartiert und zusammengelegt; zu ihrer eigenen Sicherheit.

Die reichliche Abendverpflegung hat die Laune gebessert, im Quartier herrscht eine gute Stimmung. Gegen neun Uhr befiehlt Schaub Nachtruhe. Nach den großen Anstrengungen des Tages sind die Männer bald eingeschlafen. Nach Tagen ist es für sie das erste trockene und warme Quartier.

13. Februar. Morgens überfliegen einige feindliche Flugzeuge Kilki. Es erfolgt kein Luftangriff. Dafür schwebt eine Kapsel an einem kleinen, grell gefärbten Fallschirm nieder. Es ist ein Aluminiumbehälter, der einen zweiten Brief für General Lieb enthält. Absender ist wiederum General von Seydlitz. Der Brief wandert ins Feuer.

Den ganzen Tag über rennt der Feind gegen die Ostfront des XI. AK an. Unter großen Anstrengungen können die Positionen gehalten werden. Schenderowka wird vollends in Besitz genommen, die letzten Widerstandsnester sind beseitigt. Die

Fronten des XXXII. AK werden weiter zurückgenommen.

Die deutschen Verbände sind in dem radikal verkleinerten Kessel nun auf engem Raum zusammengedrängt und damit bevorzugtes Ziel feindlicher Luftangriffe. Immer wieder stürzen Rotten von Schlachtfliegern auf Ansammlungen, werfen leichte Kampfflugzeuge Bomben auf Dörfer und Orte, wo Gefechtsstände vermutet werden. Diese Luftangriffe werden zu einer ernststen Gefahr, die deutsche Luftwaffe kann sie nicht verhindern. Für den nächsten Tag, an dem umfangreiche Absetzbewegungen erfolgen sollen, fordert der »Kommandierende« daher verstärkten Jagdschutz an. Allerdings hegt er ernste Zweifel, ob dieser Forderung entsprochen wird.

In der Nacht wird Korsun und damit der letzte verfügbare Flugplatz aufgegeben. Einige abgeworfene Lasten landen beim Feind, weil die Nachricht über die Zurücknahme der Linien zu spät zur Luftwaffe gelangte. An den anderen Abwurfstellen wird planmäßig Nachschub abgesetzt. Der Kessel verschiebt sich in dieser Nacht um fast 8 Kilometer nach Westen, und die Bereitstellungen werden von nahezu allen Verbänden eingenommen trotz der Kämpfe.

In Kilki wechseln die Kompanien die Plätze. Ruhende Einheiten gehen in Stellung, die abgelöst in Ruhe. Jeder einzelne Mann soll so viel Kräfte wie möglich sammeln.

14. Februar. General Stemmermann gibt den endgültigen Zeitpunkt des Ausbruchs bekannt: den 16. Februar. Nachmittags funkt der Kommandierende General an das Armeeoberkommando: »Nordfront wird in der Nacht vom 14. auf 15. Februar zum Südufer der Ross zurückgenommen. Ausbruch erfolgt am 16. Februar, 23.00 Uhr, Unterstützung durch 111. PzK weiterhin unbedingt notwendig. Wir zerstören alle überflüssigen Lastwagen und andere Ausrüstung. Kilki ist vollgestopft mit Soldaten. Der Feind scheint noch nichts

bemerkt zu haben. Seine Luftwaffe ist sehr aktiv, greift alles an, was lohnenswert erscheint.«

Kilki scheint einen Luftangriff aber nicht wert zu sein. Um diesen Zustand zu erhalten, wird alles in Deckung befohlen, was nicht unbedingt auf Posten sein muß.

15. Februar. Gegen Morgen beginnt es zu schneien. Der Kessel ist jetzt so klein, daß General Lieb von seinem Befehlsstand den ganzen Bereich übersehen kann, wenn es nicht gerade schneit. Die feindliche Luftwaffe ist wieder sehr aktiv, kann aber infolge des Schneefalls keine gezielten Angriffe fliegen. Die wahllos abgeworfenen Bomben richten kaum Schaden an.

Bei der Division »Wiking« gibt es Ärger mit der belgischen Freiwilligenbrigade »Wallonien« und dem Panzergrenadierregiment »Germania«. Bei diesen Verbänden herrscht große Nervosität, die zu einer wilden Schießerei führt. Nur mit Mühe kann die Ruhe wieder hergestellt werden. Die Front muß bis zum nächsten Tag unbedingt gehalten werden.

General Stemmermann erteilt Instruktionen für den nächsten Tag. Demzufolge ist der Beginn des Ausbruchs, wie festgelegt, einzuhalten.

112. ID, 72. ID und Division »Wiking« greifen von Kilki-Komarowka an, durchstoßen die Linie Dzhurzentsy-Pochapintsy und treffen südlich von Lisyanka auf das III. PzK., 57. und 88. ID decken die Flanken und bilden die Nachhut. Stemmermann selbst übernimmt das Kommando über die Nachhuten, während Lieb die Angriffsverbände führen soll. Am Abend ruft Lieb die Kommandeure der ihm unterstellten Verbände in seinem Gefechtsstand in Schenderowka zusammen. Er eröffnet den Angriffsbefehl und erläutert die einzelnen Punkte:

»1. Bajonettangriff, wie festgelegt, um 23.00 Uhr des 16. Februar, Durchbruch nach Lisyanka in Richtung Marschkompaßzahl 22. Diese Zahl ist allen Soldaten

bekanntzugeben. Das Kennwort ist ›Freiheit‹.

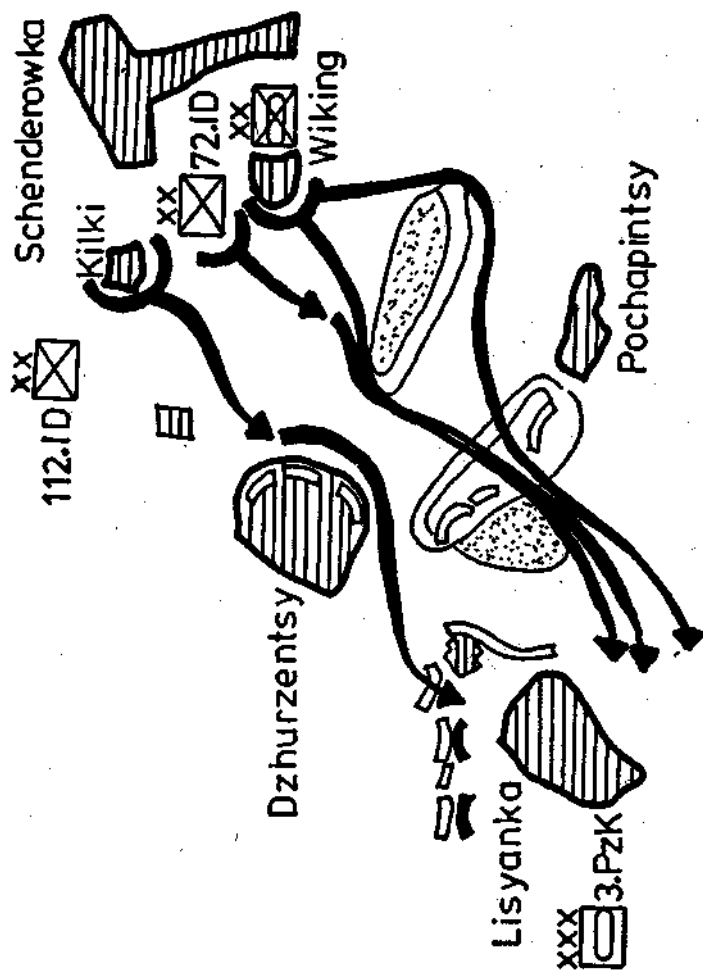
2. Für den Durchbruch bildet jede Division fünf Wellen. Die erste Welle wird gebildet aus einem Infanterieregiment, verstärkt durch eine Batterie leichter Artillerie und einer Pionierkompanie. Panzerabwehrkanonen und Sturmgeschütze bilden die zweite Welle. Die restlichen Infanterieeinheiten – ohne ein Bataillon – sowie Pioniere und leichte Artillerie sind die dritte Welle. Das ausgeklammerte Bataillon begleitet die transportfähigen Verwundeten in der vierten Welle. Die fünfte Welle besteht aus den Versorgungseinheiten.

3. Die 57. und 88. Infanteriedivisionen unter dem Kommando von General Stemmermann übernehmen den Flanken- und Rückenschutz. Bei Angriffsbeginn verlassen die Verbände ihre jetzigen Stellungen und nehmen eine festgelegte Verteidigungslinie ein. Die weitere Zurücknahme wird von Stemmermann je nach Entwicklung der Lage befohlen.

4. Die gesamte mittlere Artillerie und einige bestimmte Batterien leichter Artillerie unterstützen unseren Angriff, unter Ausnutzung ihrer Reichweite, mit einem Feuerschlag aus allen Rohren. Die gesamte Munition wird verschossen, anschließend werden die Geschütze gesprengt, gemäß besonderer Anweisungen. Die Fernmeldegeräte werden auf Pferde verlastet. Jede Division muß mindestens ein Gerät ständig auf Empfang der Korpswelle haben. Zu jeder vollen Stunde sind alle Geräte fünf Minuten lang auf Empfang zu schalten. Funkmeldungen an das Korps sind zu jedem Zeitpunkt möglich.

5. Der Korps-Gefechtsstand befindet sich am 16. Februar bis 20.00 Uhr in Schenderowka, nach 20.00 Uhr in Kilki. Vom Angriffsbeginn an befinde ich mich beim Spitzenregiment der 72. Division.«

General Lieb erläutert noch die speziellen Aufgaben der einzelnen Divisionen, übergibt die schriftlichen Befehle, wünscht allen viel Glück und verabschiedet die Kommandeure.



Der Ausbruch nach Lisyanka 16.2.1944

Fast die ganze Nacht hindurch wirft die Luftwaffe Nachschub ab. Die Versorgungslage ist sehr gut. Allerdings bestehen Zweifel, ob alles mitgenommen werden kann.

16. Februar. General Lieb hat eine schwere Entscheidung zu treffen. Nach Rücksprache mit Stemmermann entschließt er sich schweren Herzens, fast 2.000 Verwundete mit Sanitätern und Ärzten in die Hände des Feindes fallen zu lassen. Sie sind so schwer verwundet, daß ein Transport unter diesen Umständen für die meisten den Tod bedeuten würde. Diese Entscheidung lastet schwer auf Lieb, aber es ist nicht zu ändern. Nur so kann er den meisten anderen Verwundeten das Leben retten.

Den ganzen Tag über rennt der Feind gegen den kleinen Kessel an und beschießt mit Artillerie die Orte Komorowka, Kilki und Schenderowka. Trotz schlechter Wegeverhältnisse und zahlreicher Verstopfungen ist die Bereitschaft zum Ausbruch um 20.00 Uhr hergestellt und von allen Verbänden gemeldet. Zielstrebigkeit löst alle Probleme in dieser Hinsicht. Auch die Flugblätter, die feindliche Flugzeuge abgeworfen haben, können die Haltung der Soldaten nicht beeinflussen. Sie haben nun ein Ziel vor Augen, für das sich der Einsatz aller Kräfte lohnt. Zur festgesetzten Zeit trifft General Lieb mit seinem Stab und den Funkern in Kilki ein. Alle sind beritten. Lieb läßt es sich nicht nehmen, die Einheiten des Spitzenregiments zu besuchen.

»Jetzt geht es um alles«, sagt Feldwebel Schaub. »Ihr kennt die Befehle und das Ziel. Unser General hat alles getan, was notwendig ist, und er wird uns durchbringen. Wir müssen unsererseits nun alles tun, was in unseren Kräften steht. Wir sind an der Spitze des Angriffskeiles und werden die Einschließung aufbrechen. Es wird in der Dunkelheit etwas durcheinander gehen, aber was immer passiert, nicht die Richtung verlieren. Ich hoffe, daß wir bei Lisyanka noch alle

beisammen sind.«

Obwohl bis zum Angriff noch über eine Stunde Zeit ist, sind die Männer bereit. Alle haben Schneehemden übergezogen und die Bajonette auf den Gewehren befestigt. Etwas später besucht Lieb den Zug, teilt Zigarren aus und unterhält sich einige Minuten mit den Soldaten.

Punkt 23.00 Uhr tritt das Regiment zum Angriff an. Zwei Bataillone nebeneinander, das dritte dahinter, stolpern in der Dunkelheit den feindlichen Linien entgegen. Eine halbe Stunde später wird die erste Feindlinie erreicht. Der Alarmruf des feindlichen Postens kommt zu spät.

Im Nahkampf wird der Feind ausgeschaltet. Es ist ein wüstes Durcheinander. Glück für die Angreifer, daß die Gräben und Löcher im Schnee gut zu erkennen sind. Es würde sonst bestimmt Knochenbrüche geben. Wider Erwarten ist der Feind schnell überwunden.

Die Spitzenbataillone stürmen weiter, der zweiten Linie zu. Der Gegner ist vollkommen überrascht und nicht in der Lage, eine wirkungsvolle Abwehr zu organisieren. Auch die zweite Linie wird in kurzer Zeit durchbrochen. Hier der gleiche Wirrwarr.

Der General kann es kaum fassen, daß der Durchbruch so leicht und schnell gelingen sollte. Erst am nächsten Tag stellt sich heraus, daß die Russen wenige Stunden vorher die meisten Kräfte abgezogen hatten, um sie für einen Großangriff im Raum Steblew bereitzustellen.

Der Vormarsch in Richtung Südwest geht weiter. Die Meldungen der Divisionen kommen sehr spärlich. Sie machen Fortschritte, wie der Kampfärm rechts und links des Spitzenregiments erkennen läßt. Es geht durch wegloses, von zahlreichen Rinnen zerschnittenes Gelände. Das Vorgehen ist langsam und mühevoll. Immer wieder muß gehalten werden, um steckengebliebene Wagen und Pferdegespanne wieder flott zu machen. Gefährlich sind die Löcher und Gräben, die der

Wind voll Schnee geweht hat. Berghänge müssen mühsam bewältigt werden, und jeder hilft jedem ohne Dienstgradunterschiede. Aus einem kleinen Wäldchen schlägt der 6. Kompanie Feuer entgegen.

»Los, Männer, nicht aufhalten lassen!« schreit Oberleutnant Sander und stürmt los. Er fällt in ein vom Schnee verdecktes Loch und wird von Unteroffizier Grabert wieder auf die Beine gebracht.

Der Feind hat dem Sturm Lauf nichts entgegenzusetzen. Es ist nur ein kleines Kommando, das einen Versorgungspunkt besetzt hält. Es gibt eine Pause von zehn Minuten, in denen sich die Männer von den Vorräten die Taschen füllen. Danach geht es weiter. Der Kampf lärm ebbt ab und hört kurz vor 02.00 Uhr ganz auf.

Zwei Stunden später stehen die Spitzenbataillone genau südlich von Dzhurzhentsy. General Lieb hat seine Fernmelder verloren. Sie sind irgendwo abhanden gekommen. Dadurch ist eine Verbindungsaufnahme zu den Verbänden nicht möglich. Der »Kommandierende« ist sozusagen »blind« und weiß nicht, was vor sich geht. Er kann nur hoffen, daß die Kommandeure und Chefs ihre ganze Erfahrung in die Waagschale werfen und die richtigen Entscheidungen treffen.

Gegen 04.00 Uhr eröffnen einige feindliche Panzer, Geschütze und schwere Granatwerfer von Norden her das Feuer auf die Spitze. Geraume Zeit später erfolgt auch Artilleriebeschuß von Süden her. Das Feuer liegt zwar nicht gut, bringt aber Verluste. Trotzdem geht der Vormarsch zügig weiter. Fünf Sturmgeschütze stoßen zur Spitze vor und vertreiben die Feindpanzer. Zwei davon werden abgeschossen, ein Sturmgeschütz steht in Flammen.

Kurz vor 06.00 Uhr sammeln sich alle Kompanien des Regiments in einer großen Bodensenke, die vom Feind nicht eingesehen werden kann. Die Männer haben eine längere Pause dringend nötig. General Lieb, der sich immer noch beim

Spitzenregiment befindet, versucht verzweifelt, Verbindung mit seinen Divisionen zu bekommen. Es kommt keine zustande. Die marschierende Division »Wiking« ist links und etwas zurückhängend zu hören, von der 112. ID fehlt jede Spur. Inzwischen haben andere Einheiten die Senke erreicht, die zunehmend dem feindlichen Artilleriefeuer ausgesetzt ist.

In der Morgendämmerung geht es weiter, einen steilen vereisten Hang hinauf. Sturmgeschütze, Geschütze, Fahrzeuge kommen ins Rutschen, kippen um und werden gesprengt. Nur einige Panzer und wenige Geschütze kommen oben an. Von links stoßen Einheiten von »Wiking« auf den Angriffskeil, der jetzt aus Soldaten aller möglichen Truppengattungen besteht. Es ist alles durcheinander geraten.

Schaub hat ebenfalls die Verbindung verloren und vermißt eine ganze Gruppe seines Zuges. Um den Anschluß nicht zu verlieren, hält er sich mit den zwei verbliebenen Gruppen in der Nähe des Generals. Die Gruppen sind nicht mehr vollzählig, zusammen sind es nur noch elf Männer.

Zwischen 07.00 und 10.00 Uhr versucht die 72. ID mehrmals, den Durchbruch nach Südwesten zu erweitern – vergebens. Dabei werden die wenigen noch einsatzfähigen Panzer und Geschütze durch Feindfeuer zerstört. Es gibt nur noch Soldaten zu Fuß und einige zu Pferde, zusätzlich einige bespannte Panjewagen, auf denen Verwundete liegen.

In einem ausgetrockneten Flußlauf, der sich tief in den Boden gefressen hat, sammelt Lieb eine Streitmacht in Bataillonsstärke um sich. Es ist ein bunt gemischter Haufen aller Einheiten, aller Dienstgrade. Der Schnee fällt in dicken Flocken und entzieht die Bewegungen zu einem großen Teil der Sicht des Feindes. Einige Schlachtflugzeuge greifen an, drehen ab und verschwinden, ohne wiederzukommen. Das Wetter ist für Flieger nicht günstig.

Mit den gesammelten Soldaten zieht General Lieb weiter. Es gibt keine Gliederungen mehr, keine Regimenter, keine

Bataillone. So weit man sehen kann, stapfen Feldgraue durch den Schneefall, auch der feindliche Beschuß kann sie nicht aufhalten.

Einige Angehörige des Stabes, die Lieb als Melder eingesetzt hatte, finden wie durch ein Wunder zurück. Sie berichten, daß der Divisionskommandeur der 72. ID vermißt werde und die feindliche Stellung auf dem Höhenzug zwischen Dzhurzentsy und Pochapintsy durchbrochen worden sei. Der Weg der ausbrechenden Truppe ist gekennzeichnet durch tote Pferde, zerstörte Waffen und Geräte.

Als das Feuer etwas nachläßt, formiert der General seine Truppe zum Angriff und setzt sie auf die Stellungen der Höhe 239 an, die nicht umgangen werden können. Einige Feindpanzer eröffnen das Feuer, können den Angriff aber nicht abwehren. Es gibt Verluste, ehe der Durchbruch gelingt. Etwa die Hälfte der Angreifer kommt durch, die hinteren werden abgeschnitten, fallen oder werden gefangengenommen. Eine weitere Feindgruppe, die sich entgegenstellt, wird im Frontalangriff geworfen und in einen seitlich liegenden Wald abgedrängt. Auf eine Verfolgung dieses Gegners wird verzichtet.

Kurz nach Mittag stauen sich gewaltige, durcheinander geratene Massen aller Verbände am Ufer des Gniloy-Tikisch-Flusses östlich von Lisyanka. Fünf Panzern war gelungen, bis zum Ufer vorzustößen. Schwere Waffen fehlten. Der Fluß war an dieser Stelle zwischen 12 und 18 Meter breit, hatte eine Tiefe von etwa 3 Meter und eine reißende Strömung. Drei Panzer versuchten, den Fluß zu furten, sie blieben aber stecken, und die Besatzungen schwammen ans andere Ufer.

»Versuchen wir hinüberzuschwimmen, Rudi?« Schaub liegt mit dem Rest seines Zuges am steilen Ufer in Deckung, wenige Meter vom Fluß entfernt.

»Besser als hier verrecken, Richard!«

»Sollen wir es versuchen, Kameraden?« wendet sich der

Feldwebel an seine Soldaten. Diese nicken zustimmend. Zwei Männer können nicht schwimmen und wollen zurückbleiben.

»Alle entbehrlichen Sachen liegenlassen, nur Waffen und Munition mitnehmen!«

Der Feldwebel gleitet zum Wasser und rutscht, ohne zu zögern, hinein. Die Kälte des Wassers raubt ihm fast den Atem, er verliert den Boden unter den Füßen, wird von der Strömung gepackt und abgetrieben. Mit kräftigen Arm- und Beinbewegungen arbeitet er sich dem rettenden Ufer entgegen. Drüben angekommen torkelt er an Land und muß sich vor Erschöpfung übergeben. Fünf weitere Landser erreichen das Ufer. Die anderen sind abgetrieben worden und ertrunken, darunter auch Unteroffizier Grabert. Niedergeschlagen wanken die durchnäßten Gestalten weiter nach Lisyanka, wo sie auf Kräfte des III. PzK stoßen. Sie haben den Durchbruch geschafft.

Feindpanzer, die von Oktyaber anrollen, nehmen die zusammengedrängten Massen am Fluß unter Feuer. Eine Panik bricht aus, und Tausende springen in das eisige Wasser. Hunderte ertrinken. Die Glücklichen, die das rettende Ufer erreichen, laufen weiter und werden in Lisyanka von den Kameraden in Empfang genommen.

Irgendwie gelingt es einer Pioniereinheit, einen Behelfssteg über den Fluß zu schlagen, über den die Verwundeten transportiert werden können. Auch Nichtschwimmer können über den Steg ans andere Ufer.

Am späten Nachmittag stellt der Feind den Beschuß ein. General Lieb schwimmt neben seinem Pferd über den Fluß und reitet sofort nach Lisyanka. Dort findet er den Kommandeur der 1. Panzerdivision. Er wird informiert, daß nicht mehr als drei Panzerkompanien und eine Panzergrenadierkompanie den Ort besetzt halten. Zwei schwache Panzergrenadierkompanien stehen zusätzlich im Norden des Ortes. Etwas später erreicht ein verstärktes Regiment der 112. ID den Ort. Es kommt von

Norden und brauchte den Fluß nicht zu überqueren.

Der Divisionskommandeur ist gefallen. Der Chef des Stabes des XI. AK trifft mit mehreren hundert Soldaten ein. Er hatte die Verbindung zu General Stemmermann am Morgen des 17. Februar verloren und auf eigene Faust weitergekämpft. Weitere Einheiten sollten in Kürze eintreffen. Lieb übernimmt das Kommando über alle verfügbaren Soldaten.

*

Die Lage zu diesem Zeitpunkt war folgende: Die 72. ID und die Division »Wiking« hatten sich aufgelöst und untereinander vermischt. Sie hatten keine Panzer mehr auch keine Fahrzeuge, Geschütze und Vorräte. Viele Soldaten waren ohne Waffen, besaßen keine Fußbekleidung, waren also kampfunfähig. Ein Regiment der 112. ID war noch einsatzfähig, hatte sogar noch ein paar Geschütze, aber keine Fahrzeuge und Vorräte.

Die mitgeschleppten Verwundeten lagen in den Häusern von Lisyanka und warteten auf den Abtransport. Infolge Kraftstoffmangels konnte das III. PzK die Kräfte um Lisyanka aber nicht verstärken. Außerdem war ein großer Teil der Soldaten im Norden des Ortes gebunden, um wütende Angriffe des Feindes abzuwehren. Die Vorräte waren so gering, daß eine Versorgung der aus dem Kessel kommenden Soldaten unmöglich war.

Dem General blieb daher nichts anderes übrig, als die erschöpften Männer weiter nach Westen marschieren zu lassen, in der Hoffnung, dort auf eigene Truppen zu stoßen, die versorgen konnten. Über Funk forderte Lieb die Abholung der Verwundeten und die Zuführung dringend benötigter Fahrzeuge, Waffen, Munition und Verpflegung.

Der Rückmarsch dauerte die ganze Nacht an. Erneute feindliche Flankenangriffe von Norden gefährdeten die Rückzugswege und erforderten eine Richtungsänderung nach

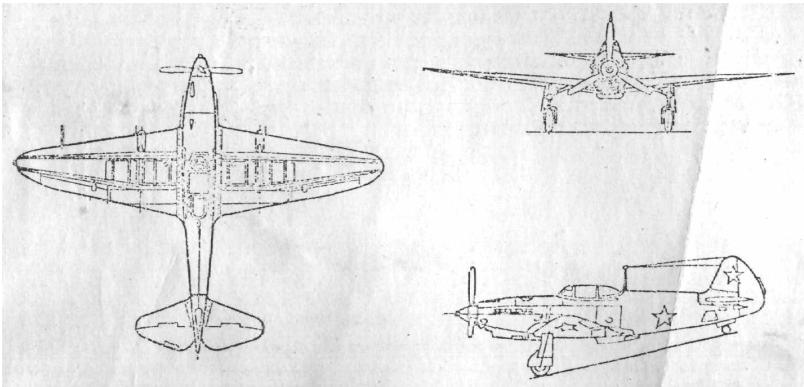
Südwesten. Die Nachhuten und Flankensicherungskräfte erreichten Lisyanka am 18. Februar.

Am 20. Februar wurde der Ausbruch erfolgreich abgeschlossen. Von den rund 35.000 ausbrechenden Soldaten erreichten knapp 30.000 die eigenen Linien. Über 5.000 waren gefallen oder in Gefangenschaft geraten. Die gesamte Ausrüstung an schweren Waffen, Panzern, Fahrzeugen und anderen Geräten war verlorengegangen, außerdem alle Pferde und Vorräte.

Die beiden Armeekorps waren zerschlagen und benötigten eine lange Auffrischungspause, ehe sie wieder eingesetzt werden konnten. Dieser Ausfall hatte für die Heeresgruppe Süd, die einen feindlichen Durchbruch im Raum Uman zu verhindern versuchte, schwere Konsequenzen. Letzte Folgen waren der Zusammenbruch der Verteidigung im Südabschnitt und die Zurücknahme der 6. und 8. Armee über den ukrainischen Bug nach Rumänien.

ENDE

Jakowlew Jak 1 (1-26)

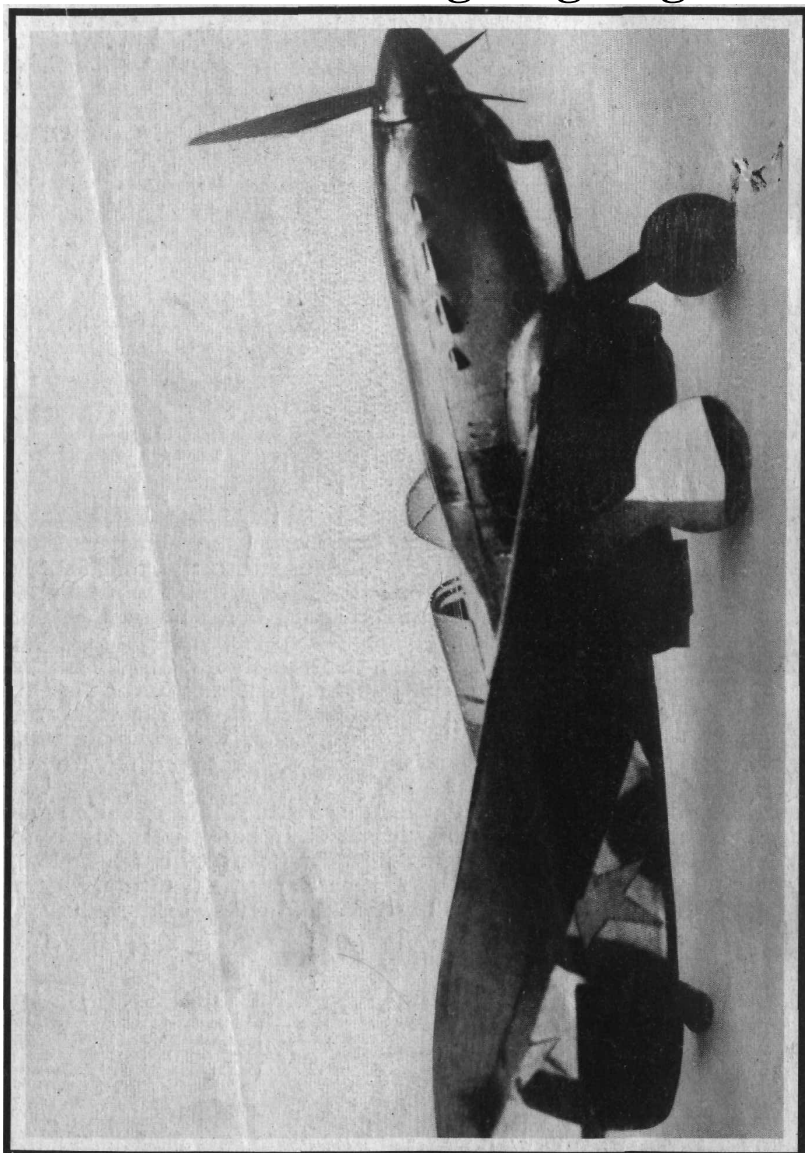


Anfang 1940 startete der erste Jäger, den Jakowlew entworfen hatte, unter der Bezeichnung I-26 zum Erstflug. Der russische Konstrukteur hatte 1939 in Rostock Heinkels He 100 kennengelernt und hierbei wohl festgestellt, wie ein modernes Jagdflugzeug gestaltet sein mußte. So hatte im Gegensatz zu Polikarpows I-15 und I-16 Jakowlews I-26 eine schlanke, elegante Form. Nach dem neuen Typenbezeichnungssystem erhielt die I-26 dann als Serienmuster die Bezeichnung Jak 1. Der Prototyp I-26 unterschied sich von der Jak 1 hauptsächlich durch das Fehlen des Ölkühlers an der Rumpfnase. Ähnlich wie bei der britischen »Spitfire« wurde die ins Rumpfbende verlaufende Kabinenabdeckung später durch eine Rundsichthaube ersetzt. Gegenüber der bisher in Massen gebauten I-16 stellte die Jak 1 einen großen Fortschritt dar, denn die Höchstgeschwindigkeit lag um 130 km/h höher. Eine zweisitzige Trainerausführung UTI-26 wurde als Jak 7 bezeichnet. Als bei der Roten Luftflotte 1941 ein Jägermangel auftrat, wurde die Jak 7 mit abgedecktem zweitem Sitz und Zusatzbewaffnung als Jagdflugzeug eingesetzt. Die Fertigung der Jak 1 und der Jak 7 endete Anfang 1942.

Technische Daten

Triebwerk:	Klimow M-105 PA, 1.100 PS
Spannweite:	10,00m
Länge:	8,47 m
Höhe:	1,70m
Fluggewicht:	2.825 kg
Höchstgeschwindigkeit:	585 km/h
Steigzeit auf 4000 m:	4,30 Minuten
Gipfelhöhe:	10.000m
Reichweite:	850 km

Russische Kriegsflugzeuge



Jakowlew Jak 1 (J-26)